

Kleist-Archiv Sembdner, Heilbronn · Internet-Editionen

Evelyn Potzinger

Die Charakteristika der Frauenbilder in Erzählungen Heinrich von Kleists

Graz 2002 (Diplomarbeit)

Der Text wird mit Genehmigung der Autorin vom Kleist-Archiv Sembdner auf dem Webserver des Kleist-Archivs Sembdner unter www.kleist.org/textarchiv zum Download bereitgestellt.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2002 Kleist-Archiv Sembdner, Heilbronn

Diese Datei stammt vom Server des Kleist-Archivs Sembdner www.kleist.org und darf nur dort zum Download bereitgehalten werden. Unsere Adresse: Kleist-Archiv Sembdner, Berliner Platz 12, D-74072 Heilbronn. E-Mail: kleist@kleist.org. Gern stellen wir auch Ihre Arbeit kostenlos ins Internet. Informationen unter www.kleist.org/textarchiv. Bei Interesse nehmen Sie bitte Kontakt mit uns auf. Informationen über unsere Arbeit schicken wir Ihnen auch gern per Post.

*Die Charakteristika der Frauenbilder in
Erzählungen Heinrich von Kleists*

Diplomarbeit

*zur Erlangung des akademischen Grades einer Magistra der Philosophie
an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz*

vorgelegt von: Evelyn POTZINGER
am Institut für Germanistik
Begutachter: o Univ.-Prof. Dr. Hans Helmut Hiebel

*In großer Dankbarkeit meinen Eltern
und meinem Bruder gewidmet,
die mich während meines Studiums
liebevoll begleitet haben.*

*Traümt er zu Erde, wen
Sagt mir, wen er meint?
Schwillt ihm die Träne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ists, was beglückt ihn ?*

Heinrich von Kleist: *Mädchenrätsel*

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	4
Einleitung	7
1. Heinrich von Kleists Leben und die Frauen	8
1.1. Kleists Jugend und sein Elternhaus	8
1.2. Kleists Soldatenzeit	9
1.3. Studium, Verlobung und Werbung um die Wissenschaft	10
1.4. Würzburger Reise	12
1.5. Trennung von Wilhelmine und Kantlektüre	15
1.5.1. Trennung von Wilhelmine	16
1.5.2. Kleist und die Kantsche Lektüre	18
1.6. Kleists Sensibilität für die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen	20
1.7. Kleists Frauen nach der Trennung von Wilhelmine	22
1.7.1. Luise Wieland	22
1.7.2. Henriette von Schlieben	23
1.7.3. Julie Kunze	24
1.7.4. Rahel Varnhagen und Marie von Kleist	25
1.8. Der Doppelselbstmord von Kleist und Henriette Vogel	26
1.9. Ist Kleists Tod seine letzte Erzählung?	29
2. Ein Blick auf Kleists Erzählungen und auf ihn als Erzähler	31
2.1. Kleists Erzählungen	31
2.2. Heinrich von Kleist als Erzähler	32
2.2.1. Der Gerechte - Der Phantast - Der Liebende	34
2.2.2. Klassiker, Romantiker oder einfach Kleist?	36
3. Das Frauenbild um 1800	38
3.1. Von der Produktionsehe zur Liebeseh	38
3.2. Eherecht	39

3.3. Das bürgerliche Frauenbild	40
3.4. Bescheidene Errungenschaften	41
4. Darstellung spezifischer Charakteristika der Frauenbilder in den Novellen	43
4.1. Lisbeth im Michael Kohlhaas	45
4.1.1. Die Vermittlerin	45
4.1.2. Die Entsetzte	46
4.1.3. Die Gläubige	48
4.1.4. Die Fürstliche	49
4.1.5. Die wiedergeborene Zigeunerin	50
4.2. Die Marquise von O...	53
4.2.1. Motiv: Die unwissentliche Empfängnis einer Frau	54
4.2.2. Motiv: Die Verstoßung aus dem Elternhaus	54
4.2.3. Motiv: Das Vergehen an einem Mädchen in Kriegszeiten	55
4.2.4. Motiv: Die Suche nach dem Vater	56
4.3. Frauenbilder in der Marquise von O...	56
4.3.1. Die Rücksichtsvolle oder die Unmögliche?	56
4.3.2. Die empfangende Ohnmächtige	58
4.3.2.1. Engel und Teufel	59
4.3.2.2. Die Bewusstlose	60
4.3.2.3. Die Geschwängerte	61
4.3.3. Die starke Verstoßene	62
4.3.4. Ein Blick auf Fichte und Kant und auf den „überlegenen Mann“	64
4.3.4.1. Fichte: zur Liebe und dem Geschlechtstrieb	65
4.3.4.2. Fichte: zu öffentlichen Angelegenheiten	65
4.3.4.3. Fichte: zur Bildung von Frauen	66
4.3.5. Die wahrheitssuchende Obristin	69
4.3.6. Die versöhnliche Marquise	70
4.3.6.1. Die Versöhnung mit dem Vater	71
4.3.6.2. Die Versöhnung mit dem Grafen	72

4.3.7. Der „überlegene Mann“?	73
4.4. Die Verlobung in St. Domingo	75
4.5. Frauenbilder in der Verlobung in St. Domingo	76
4.5.1. Babekan, die Rachsüchtige	77
4.5.2. Babekan, die unmütterliche Beobachterin	78
4.5.3. Toni, die Wählerische	79
4.5.4. Die Errötende	80
4.5.5. Die Verlobung	81
4.5.6. Toni, die Treuehaltende	82
5. Schlußwort	85
Literaturverzeichnis	87

Einleitung

In der folgenden Arbeit wird im ersten Kapitel das Leben Heinrich von Kleists, vor allem in Hinblick auf seinen Kontakt mit Frauen, beleuchtet. Im zweiten Kapitel gehe ich auf Kleists Erzählungen und seinen Erzählstil ein. Das Frauenbild um 1800 ist Thema des dritten Kapitels, in dem einige markante Unterschiede zum heutigen Frauenbild festgemacht werden. Die ersten drei Kapitel bilden das Fundament für eine adäquate Analyse der Frauenbilder in Erzählungen Heinrich von Kleists. Besonders herausgegriffen werden im Zuge dieser Analyse die Novellen *Michael Kohlhaas*, *Die Marquise von O...* und *Die Verlobung in St. Domingo*. Sie wurden deswegen ausgewählt, da sie die wohl bekanntesten Novellen Kleists sind. Außerdem eröffnen die Inhalte der drei Werke ein breites Feld an Interpretationsmöglichkeiten. Im *Michael Kohlhaas* kann man nämlich auf das bürgerliche Frauenbild Bezug nehmen, in der *Marquise von O..* befinden sich die Protagonistinnen in einer Adelswelt und in der *Verlobung in St. Domingo* wird die Konfliktsituation beim Aufeinandertreffen von Schwarzen und Weißen beschrieben. Die um 1800 üblichen Normen, die Kleist durch seine erdachten Personen immer wieder ankratzt, werden zwar innerhalb der Novellen nur selten gänzlich gebrochen (am ehesten von Michael Kohlhaas), wohl aber stets in Frage gestellt. Wie aus dem ersten Kapitel zu erfahren ist, stammte Kleist aus einer strengen preußischen Familie. Er selbst war längere Zeit Soldat. Das Erfahren von Gerechtigkeit war Kleist, was auch in seinen Novellen oftmals zu bemerken ist, sehr wichtig. Diese Tendenz schlägt sich auch auf das Frauenbild Kleists. Mit Lisbeth, der Marquise, wie auch Babekan und Toni stellt Kleist Frauen dar, die auf der Suche nach Gerechtigkeit immer wieder ein bemerkenswert starkes Ich an den Tag legen. Damit sei als Vorgeschmack nur einer der vielen interessanten Charakterzüge der Frauenfiguren in den Novellen Kleists angesprochen.

1. Heinrich von Kleists Leben und die Frauen

Heinrich von Kleist führte ein abwechslungsreiches Leben. Er war Soldat, Student und interessierter Leser von philosophischen Schriften seiner Zeit. Erst im Zuge seiner Reise nach Würzburg entdeckte er die Liebe zum Schreiben.

Ziel dieses ersten Kapitels ist es einige markante Lebensstationen Kleists und seinen Umgang mit Frauen zu erläutern. Die Erläuterungen im ersten, wie auch sämtliche Darstellungen des zweiten und dritten Kapitels, sollen die Grundlage für die Interpretation der Frauenbilder in Kleists Novellen bilden.

1.1. Kleists Jugend und sein Elternhaus

Curt Hohoff hat in einer Bildmonographie über Heinrich von Kleist dessen Jugend ausführlich beschrieben.¹ Heinrich von Kleist wurde am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren. Die Familie der Kleists stammte aus Pommern und war ursprünglich slawischer Herkunft. Sie ist eine der größten Offizierssippen des preußischen Staates geworden und hat zahlreiche Generäle und Marschälle hervorgebracht. Der Vater Kleists hieß Joachim Friedrich von Kleist und war Kompaniechef in Frankfurt an der Oder. Es war zweimal verheiratet und hatte aus erster Ehe die Kinder Wilhelmine und Ulrike. Mit Ulrike, seiner Halbschwester, hatte Heinrich von Kleist Zeit seines Lebens ein gutes Verhältnis. Des Vaters zweite Ehe brachte fünf Kinder hervor. Unter ihnen war Heinrich von Kleist. Heinrichs Eltern starben früh: Sein Vater, als Kleist elf Jahre alt war und seine Mutter fünf Jahre später im Jahre 1793. Daraufhin übernahm eine Tante die Führung des Haushalts. „Kleist hat sich später nicht freundlich über die Erziehung im Elternhaus geäußert.

¹ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hrsg. v. Kurt Kusenberg. 32. Aufl. Hamburg: Rohwolt 1999.(=rororo monographien. 50001.), S. 11f.

Sie scheint starr, schematisch, lutherisch-orthodox und unpersönlich gewesen zu sein“.²

Doch Heinrich von Kleist wurde bereits nach dem Tod des Vaters nach Berlin geschickt und trat 1792, mit fünfzehn Jahren, entsprechend der Familientradition, in das Potsdamer Regiment ein.³

1.2. Kleists Soldatenzeit

Im Potsdamer Garderegiment diente Kleist von 1792 bis 1799. 1793, als seine Mutter starb, stand das Regiment in Frankfurt am Main, auf dem Rheinfeldzug im Krieg gegen die Französische Revolution (1789-1794). Der Feldzug wurde mit dem Baseler Frieden beendet und das Regiment kehrte zur Garnison in Potsdam zurück. Die gesellschaftlichen Gepflogenheiten dort waren sehr steif und streng – in Gesellschaft von Damen war die Umgangssprache Französisch. Um dem steifen und höflichen Lebensstil in Potsdam zu entrinnen, verkleidete er sich gemeinsam mit Freunden als Musikant und fuhr nach Hatz, um das Klarinettenspiel zu genießen.⁴ Im Buch „Heinrich von Kleists Lebensspuren“⁵ findet man in Bezug auf seine musikalischen Qualitäten folgendes:

„Ohne Noten zu kennen, komponierte er Tänze, sang augenblicklich alles nach was er hörte [und] spielte in einer von Offizieren zusammengesetzten Musikbande die Klarinette [...]“⁶

In Potsdam verkehrte Kleist gerne in zwei Häusern, in denen er Freundschaften mit zwei Damen pflegte. Kleists Kusine Marie von Kleist gehörte zum Bekanntenkreis

² Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 12.

³ Vgl. ebda.

⁴ Vgl. ebda.

⁵ Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Hrsg. v. Helmut Sembdner. Erw. u. revid. Aufl. Frankfurt a. Main, Leipzig: Insel 1992. (= Dokumente zu Kleist. Hrsg. v. Helmut Sembdner. Bd. 1).

⁶ Bülow, Eduard v.: Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 22.

von Königin Luise und hat später auch Kleist geholfen, als er mittellos war. Damals verschafft sie ihm eine kleine Rente.⁷

Die Werdecks, in dessen Haus Adolphine lebte, gehörten zum Hofadel. Sie galt als lebenslustige Dame, die Kleist im Knabenalter anbetete und zu der er auch später noch immer wieder Kontakt suchte. So schreibt Adolphine von Werdeck 1803 in ihrem Reisetagebuch:

„Bei Tische machte ich die Bekanntschaft des Buchhändlers Geßner, eines Sohnes des Idyllendichters. Er sagte uns, daß [!]⁸ Pfuel und Kleist lange auf uns in Bern gewartet und sich nun nach Thun begeben hätten, um von dort aus mit und weiter zu reisen.“⁹

1.3. Studium, Verlobung und Werbung um die Wissenschaft

1799 wurde Heinrich aus dem Militärdienst entlassen und beschloss, in Frankfurt an der Oder Philosophie und Mathematik zu studieren.¹⁰ Wie Edgar Neis bemerkt, hielt es Kleist für unvereinbar als Mensch und Offizier zu handeln, da es nicht möglich sei die Pflichten beider zu vereinigen.¹¹

Im April 1799 begann Kleist an der Universität Frankfurt an der Oder das Studium der Philosophie und Mathematik. Damals verfolgte er Gedanken Wolffs, Mendelsohns und Lessings, die besagten, dass sich das Glück bei einem denkenden, vernünftigen

⁷ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.14.

⁸ An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass in allen wörtlichen Zitaten aus der Sekundärliteratur, die vor der Rechtschreibreform gedruckt wurde, die alte Rechtschreibung beibehalten wird. Ebenso wird auch in allen Primärtextzitatzen gemäß der alten Rechtschreibung zitiert.

⁹ Röhl, Hans: Aus dem Reisetagebuch der Freifrau Adolphine v. Werdeck im Sommer 1803. Jahrb. d. Kleistges. 1038, S. 90-93. Zit. n. Dokumente zu Kleist. Bd.1: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 96.

¹⁰ Edgar Neis: Heinrich von Kleist. Penthesilea. 5. Aufl. Hollfeld: Bange 1982. (= Königs Erläuterungen 212/212a.), S. 11.

¹¹ Vgl.ebda.

Individuum von selbst einstelle.¹² In dieser Zeit, als Kleist noch nach dem Schema der Familientradition und gemäß der Tradition Preußens und „seiner Geburt und Geschichte aus dem Geiste der Armee Friedrichs des Großen“¹³ lebte, lernte er die Tochter des Ortskommandanten, Wilhelmine von Zenge, kennen.¹⁴

Aus einem Brief von Wilhelmine ist zu entnehmen, dass Heinrich von Kleist schon seit längerer Zeit den Kontakt zur Familie von Zenge gepflegt hatte, bevor die Beiden sich ineinander verliebten. Wilhelmine hatte nämlich geglaubt, dass Heinrich ihre Schwester Lotte verehrte, da sie sich selbst für unattraktiv hielt.¹⁵

Heinrich machte Wilhelmine bald einen Heiratsantrag. Ihre Eltern setzten für eine Heirat jedoch voraus, dass der Ehemann einer geregelten Tätigkeit nachgehen müsse. Kleist hatte die Zusage des Königs, dass er, sobald er sein Studium beenden würde, in einem Amt angestellt werde. Die Brautleute mussten sich deswegen noch gedulden. Dennoch wollte sich Kleist mit Wilhelmine verloben. Vorerst taten die beiden dies heimlich, da Heinrich der Meinung war, dass Mitwissende der Liebe allen Reiz nehmen würden. Wilhelmine konnte dieses Geheimnis wegen des Schamgefühls, das sie plagte, nicht lange für sich behalten und erzählte ihren Eltern von ihrer Verlobung. Von nun an war die Verlobung von Heinrich von Kleist und Wilhelmine zwar bekannt, „blieb aber insofern ein öffentliches Geheimnis, als es aller Welt bekannt war, ohne daß man eben davon sprechen durfte“.¹⁶

¹² Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.21.

¹³ Kiermeier-Debre, Joseph: Heinrich von Kleist. In: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Berndt Lutz. Ungek. Sonderausg. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler 1997, S. 475.

¹⁴ Vgl. ebda.

¹⁵ Vgl. Martha Krug-Genthe. Heinrich v. Kleist und Wilhelmine v. Zenge. The Journal of English and Germanic Philology. Bd.6, Baltimore 1907, S. 432-445. Zit. n. Helmut Sembner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 36.

¹⁶ Eduard v. Bülow: Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848. Zit. n. Helmut Sembner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 37.

1.4. Würzburger Reise

Von August bis Oktober 1800 trat Kleist eine geheimnisvolle Reise an, dessen Zweck er nie deutlich deklarierte. Er schrieb bloß an seine Schwester Ulrike, mit der er regelmäßig brieflichen Kontakt pflegte: „Ergründe nicht den Zweck meiner Reise, selbst wenn du es könntest. [...] Grüße W. v. Z. [Kleists Verlobte]. [...] Schicke mir doch durch die Post die Schrift über die Kantische Philosophie, [...]. Ich kehre bald wieder [...].“¹⁷

Heinrich machte sich mit einem Freund namens Ludwig von Brockes, den er während seines Studiums in Göttingen kennen gelernt hatte, auf die Reise nach Wien und Straßburg. Die beiden Freunde wollten Heilung von einem Leiden suchen, von dem man laut Hohoff nur soviel weiß, dass es Kleist eheuntauglich gemacht habe.¹⁸ Wegen finanziellen Schwierigkeiten kamen Kleist und Brockes jedoch nur bis Würzburg.

In der Sekundärliteratur gibt es verschiedene Annahmen für den Hauptgrund der Reise Kleists. Einig ist man sich darüber, dass sie in irgendeiner Form mit einer politischen Aufgabe in Verbindung steht. Im Jahre 1800 errichtete Napoleon nämlich ein Konsulat in Frankreich. Kleist pflegte in dieser Zeit Kontakte zu seinem Chef in Berlin, dem Minister Struensee. Außerdem wechselte er, wie aus dem Aufsatz „Auf der Suche nach Identität“ von Heinz Politzer zu erfahren ist, in Leipzig seine Identität und beschaffte sich in Dresden einen falschen Pass.¹⁹

Die Tatsache, dass sich Kleist schließlich in Würzburg beim Stadtchirurgen Joseph Wirt einquartierte und - wie aus dem Ratsprotokoll der Stadt Würzburg hervorgeht - „wirklich krank“²⁰ gewesen sein musste, wirft die Frage auf, ob Kleist an einer Krankheit litt, die ihm sexuelle Genüsse erschwerte beziehungsweise unfruchtbar machte. Heinz Politzer meint: „In dieser Krankheit gipfelt das Geheimnis der

¹⁷ Zit. n. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 22.

¹⁸ Vgl. ebda, S. 23.

¹⁹ Vgl. Heinz Politzer: Auf der Suche nach Identität. In: Kleists Aktualität. Neue Aufsätze und Essays 1966-1987. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. Darmstadt: Wissensch. Buchges. 1981. (= Wege der Forschung.586.), S. 61.

²⁰ Hoffmann, Paul: H. v. Kleist in Würzburg. Würzb. Generalanz., 16. 9. 1925. Zit. n. Helmut Sembner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 39.

Würzburger Reise“.²¹ Diese Annahme stützt er unter anderem auf eine Diagnose von Max Morris, der meint: „Heinrich von Kleist hat die Reise nach Würzburg unternommen, um dort unter fremdem Namen in ärztlicher Behandlung von einem Leiden befreit zu werden, das ihm die Verbindung mit seiner Braut, Wilhelmine von Zenge, unmöglich gemacht hätte, und zwar handelte es sich um Impotenz“.²²

Curt Hohoff geht hingegen davon aus, dass Kleist „Heilung von einer seelischen Hemmung suchte, die sich, geistig bedingt, auf den Körper auswirkte. Der tiefe Schrecken einer wie Penthiselea jungfräulichen Seele vor der körperlichen Liebe schlägt um in Liebesraserei, die dem Geliebten den Tod bringt.“²³ Hohoff stellt Kleists Reise also als Reinigungsprozess dar, der ihn von Ängsten befreien und seiner Braut würdig machen solle. Von der Heilung einer physischen Krankheit ist bei ihm, im Gegensatz zu Politzer, keine Rede.

Wiederum einen anderen Zugang zu Kleists Reise entwirft Dirk Grathoff. Er hat bereits 1993 in seinem Buch, „Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie“ Stellung zur Würzburger Reise bezogen.²⁴ In diesem Buch zeigt er Dokumente auf, die bisherige Spekulationen für den Grund einer unter dem Mantel der Verschwiegenheit angetretenen Reise, die nach Würzburg führte, anzweifelt, bei Seite rückt und vielleicht sogar in den Schatten stellt. Grathoff stellt bisherige Annahmen wie eine Geschlechtsoperation oder einen Industriespionageakt an den Rand und schafft Platz für ein neues Bild, in dessen Zentrum er den Kontakt mit Freimaurern außerhalb von Preußen setzt. Kleist ist es nach Grathoff vor allem darum gegangen ist, von den Freimaurerlogen finanzielle Unterstützung zu erhalten, um sich die geplante philosophische Ausbildung leisten zu können. 1999 brachte Dirk Grathoff neuerdings ein Buch zu Kleist heraus, in dem er wiederum zur Würzburger Reise Stellung nimmt. Inzwischen, schreibt er, konnte er die Hypothese

²¹ Heinz Politzer: Auf der Suche nach Identität. In: Kleists Aktualität, S. 61.

²² Zeitschrift für den deutschen Unterricht 30 (1916), S. 530. Zit. n. Auf der Suche nach Identität. In: Kleists Aktualität, S. 62.

²³ Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 25.

²⁴ Dirk Grathoff: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie. Opladen: Westdt. Verl. 1993.

bezüglich der Kontakte zu Freimaurern erweitern, da genaue Nachforschungen erst wieder seit wenigen Jahren möglich sind.²⁵

Gründe dafür erläutert er:

Die Archivunterlagen sämtlicher deutscher Freimaurerelogen wurden nämlich von den Nationalsozialisten beschlagnahmt. Danach kamen sie in die Sowjetunion. Erst in den 50iger Jahren gelangten sie zurück in die DDR nach Merseburg. Unmittelbar nach der Wende wurden die Freimaurerunterlagen nach Berlin ins geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz gebracht, wo sie nun unter Genehmigung der zuständigen Logen einzusehen sind.²⁶ Grathoff führt zur Verdeutlichung der Situation auch die Schriftenreihe „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“ an, in der seit 1990 über zwanzig Bände erschienen sind.²⁷

Unter Berücksichtigung der eben genannten Quellen kam Grathoff zur Meinung, dass Kleist auf seiner Reise Informationen einholen wollte, die das Verfassen einer Schrift zur „Widerlegung der sog. Verschwörungsthese“²⁸ ermöglichen sollte. In der Verschwörungsthese vermutete man, dass deutsche Freimaurer nach Paris gereist seien, um dort die französische Revolution auszulösen. Dies führte dazu, dass die süddeutschen und österreichischen Freimaurerlogen ihre Tätigkeiten (zumindest offiziell) einstellen mussten. Eine Schrift zur Widerlegung der Verschwörungsthese musste daher eine große Bedeutung gehabt haben.²⁹

Ob Kleist nun versucht hat eine solche Schrift zu verfassen oder sein Vorhaben abbrechen musste, wird von Dirkhoff nicht angeführt. Vermutlich weiß man darüber nichts, wie so oft bei Kleists Leben. Kleist wollte seiner Nachwelt vermutlich bewusst nicht viel über sein Leben hinterlassen. Durch unzählige Briefe, die in dieser Arbeit

²⁵ Vgl. Dirk Grathoff: Die Würzburger Reise. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists.(= Kulturwissenschaftliche Studien zur deutschen Literatur), S. 14.

²⁶ Vgl. Dirk Grathoff: Die Würzburger Reise. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache, S. 13f.

²⁷ Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770-1850“. Hrsg. v. Helmut Reinalter. Bern, Frankfurt/M. 1990ff.Zit. n. Dirk Grathoff: Die Würzburger Reise. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache, S. 14.

²⁸ Ebda, S. 15.

²⁹ Vgl. Ebda.

schon zitiert wurden (Sembdner) und andere Aufzeichnungen ist es dennoch gelungen, Kleists Leben nachvollziehbar aufzubereiten.

Auffallend ist in der Sekundärliteratur über Kleist auch, dass sich viele Literaturwissenschaftler ausführlich mit der Würzburger Reise beschäftigen. Warum nun Kleist diese geheimnisvolle Reise angetreten hat, weiß man bislang nicht genau. Die verschiedenen Annahmen wurden bereits erläutert. Ich meine, dass man die eine Hypothese von einer anderen nicht abgrenzen sollte. Dirkhoffs Annahme, dass Kleist an der Verschwörungstheorie arbeiten wollte, erscheint aufgrund Kleists freiheitsliebender und aufklärerischer Züge nicht unwahrscheinlich. Dennoch könnte sein, dass Kleist Angst vor einer zu engen körperlichen Bindung zu Wilhelmine hatte, wie etwa Hohoff annimmt. Heinz Politzers Gedankengang, dass Kleist an einer Geschlechtskrankheit litt und sich deshalb bei einem Arzt einquartierte, ist sicherlich auch nicht von der Hand zu weisen. Schließlich beweist ein Ratsprotokoll der Stadt Würzburg, dass Kleist bei diesem Chirurgen gewohnt hat.³⁰ Warum erweckt jedoch die Würzburger Reise derart großes Interesse in der Literaturwissenschaft?

Der Grund hierfür liegt der Hand: Kleist entdeckte im Zuge dieser Reise seine Liebe zur Literatur. Er begann hier Poesie zu schreiben. Die Liebe stellte er in den Mittelpunkt seines Denkens. Vermutlich deswegen, wie auch Curt Hohoff bemerkt, da seine Verlobte Wilhelmine und seine Schwester „die beiden Geliebten“,³¹ zu Hause in Frankfurt waren.

1.5. Trennung von Wilhelmine und Kantlektüre

Es ist nicht verwunderlich, dass in der Literatur über Kleist viel über die Würzburger Reise und die Kantsche Krise berichtet wird. Schließlich sind diese beiden Lebensabschnitte Kleists hauptverantwortlich für sein späteres literarisches Schaffen. Dennoch möchte ich erläutern, warum auch ich für die Aufbereitung des Hauptthemas meiner Diplomarbeit, nämlich die Darstellung von Frauenfiguren in Kleists Novellen, diese beiden Punkte stark herausgreife. Ich meine, dass die Beziehung mit Wilhelmine deswegen scheiterte, da Kleist nach Würzburg reiste und

³⁰ Siehe hierzu Fußnote 18.

sich unter anderem mit Kant beschäftigte. Zuvor wollte er schließlich sein Studium beenden und Wilhelmine heiraten. Spinnt man diesen Gedanken weiter, hätte Kleist vermutlich keine Dramen und Novellen geschrieben, sondern ein angesehenes Amt angenommen und mit Wilhelmine ein konventionelles Eheleben geführt.

1.5.1. Trennung von Wilhelmine

Um Weihnachten kam Heinrich von Kleist ganz unerwartet in Frankfurt an der Oder an. Wilhelmine berichtete ihrem zukünftigen Verlobten, Professor Krug von dieser Begebenheit:

„Weihnachten vor zwei Jahren kam er ganz unerwartet hier an, und sagte mir, er könne jetzt gleich angestellt werden, wenn er wolle, doch wäre es ihm unmöglich ein Amt zu nehmen, die Amtsgeschäfte würden ihn unglücklich machen, auch könne er seine Freiheit nicht so aufopfern. Er fragte ob ich sein kleines Vermögen mit ihm teilen wolle, ich erschrak über dies alles so sehr, ich wollte und konnte ihm weder ab- noch zuraten. [...] Nicht lange nachher erhielt ich einen Brief, dessen Inhalt noch weit schrecklicher war als die erste Nachricht. In diesem Brief sagte er mir, dass er jetzt die Kantsche Philosophie studiere, daß er es in Berlin in seinen engen vier Wänden nicht aushalten könne, er würde eine Reise machen, um sich zu zerstreuen. [...]“³²

Wie aus dem Brief hervorgeht, war Wilhelmine verzweifelt. Heinrich hätte also die Möglichkeit gehabt, einem geregelten Beruf nachzugehen und mit ihr eine Familie zu gründen, sein Drang nach Freiheit stand solchen Plänen jedoch im Wege. Dennoch hatte Wilhelmine die Hoffnung nach einer künftigen Zweisamkeit mit Heinrich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ganz aufgegeben.

Die Gründe für die Trennung von Heinrich im Frühjahr 1802 erläutert Wilhelmine wiederum in einem Brief an Professor Krug:

³¹ Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 24.

³² Martha Krug-Genthe: H. v. Kleist und Wilhelmine v. Zenge. The journal of English and Germanic Philology. Bd. 6, Baltimore 1907, S. 432-445. Zit. n. Helmut Sembner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 42f.

„Er reite mit seiner Schwester nach Paris, schrieb mir anfänglich oft [...]. Er werde sich in der Schweiz ankaufen, und hoffe, ich werde ihm dorthin folgen wenn er mich abholte. Ich bat ihn mit den rührendsten Ausdrücken in sein Vaterland zurückzukehren [...]. Meine Hoffnung, und die Erwartung von einer frohen Zukunft, waren schon längst in mir gesunken [...], doch wollte ich mein Wort halten und mich ganz für ihn aufopfern. [...] Ich schrieb an ihn und bekam zur Antwort – er habe nicht erwartet, von mir noch einen Brief zu empfangen, sondern habe mein letztes Schreiben als eine Weigerung angesehen ihm nach der Schweiz zu folgen. Nach einem heftigen Kampf habe er es endlich dahin gebracht mein Bild aus seiner Seele zu entfernen, er bäte mich deshalb nicht wieder an ihn zu schreiben.[...]“³³

Wie Curt Hohoff erläutert, wollte Kleist mit Wilhelmine in die französische Schweiz auswandern, um dort vom Unterricht der Deutschen Sprache zu leben. Außerdem glaubte Kleist, dass die Franzosen ein brennendes Interesse an der neuesten, der Kantschen, Philosophie hätten.³⁴ Damit verlangte er aber von der Generalstochter zu viel. Einige Jahre darauf heiratete Wilhelmine von Zenge ihren Vertrauten Professor Krug, mit dem sie, wie auch aus den eben angeführten Briefen hervorgeht, schon längere Zeit einen vertraulichen Umgang pflegte. Krug galt als unbedeutender Nachfolger Kants auf dem philosophischen Lehrstuhl in Königsberg.³⁵ Auch Grathoff nimmt zur Situation von Wilhelmine und Krug Stellung, indem er meint, dass Kleist „das biographische Projekt des Popularphilosophen“ bis 1801 verfolgt habe, sich aber dann der Kunst zugewandt habe, weswegen er die Erwartungshaltung Wilhelmine von Zenges nicht erfüllen konnte.³⁶ Wilhelm Traugott von Krug konnte erfüllen, was Wilhelmine von einem Ehegatten erwartete. Er besetzte nämlich einen philosophischen Lehrstuhl.³⁷

³³ Ebda, S. 51f.

³⁴ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 30.

³⁵ Vgl. ebda, S. 30.

³⁶ Dirk Grathoff: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie, S. 13.

³⁷ Vgl. ebda, S. 14.

Die Würzburger Reise, die Lektüre Kants und die Abwendung von Konventionen (Ausübung eines in der Gesellschaft hoch angesehenen Berufes, Heirat, Familiengründung) haben wohl maßgeblich dazu beigetragen, dass Kleist den Weg eines literarischen Schriftstellers einschlug.

1.5.2. Kleist und die Kantsche Lektüre

In folgendem Punkt soll erläutert werden, wie Kleists literarische Entwicklung ihren Lauf nahm, sobald er sich mit der Philosophie Kants auseinandergesetzt hatte und dadurch in eine Sinnkrise geraten war.

Durch die französische Revolution tat sich ein Graben auf, auf dessen einer Seite die Erfahrungswirklichkeit mit den Gesetzen der Kausalität stand. Auf der anderen Seite war die Welt der Vernunftideen, die jedoch im wirklichen Leben noch nicht haltbar gemacht werden konnten. Kant schien in seiner Schrift „Kritik der Urteilskraft“, die Möglichkeit einer Überbrückung nachgewiesen zu haben. Für Freud schien Bernhard Greiner spricht in seinem Aufsatz „Die philosophische Krise von 1801 und deren Überwindung“ davon, dass es schon seit Schillers kunsttheoretischen Schriften ein Anliegen war, den „Entwurf [Kants] einer Verknüpfung mit der Welt der Notwendigkeit mit derjenigen Freiheit im Medium des Schönen, des Erhabenen oder der Naturtheologie“³⁸ nach Frankreich zu bringen. Vorerst schien Kleist über diesen Kantschen Entwurf begeistert zu sein, wenn er davon spricht mit Wilhelmine zuerst in die französische Schweiz und dann nach Paris ziehen zu wollen, um dort die Kantsche Philosophie zu verbreiten.

Im März 1801 geriet Kleist jedoch, vermutlich gerade durch die Lektüre Kants, in eine tiefe Sinnkrise, die ihn in den Grundfesten seines Denkens erschütterte. Die Forschung konnte jedoch nie beweisen, dass Kleists Krise auf die Kantlektüre

³⁸ Bernhard Greiner: Im Horizont Kants. Die philosophische Krise von 1801 und deren Überwindung. In: B.G.: Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum Fall der Kunst. Tübingen: Francke 2000. (= UTB der Wissenschaft. 2129.), S. 2.

zurückzuführen ist. Es ist theoretisch auch möglich, dass Kleists Sinnkrise durch andere Schriften oder eine persönliche Wandlung hervorgerufen wurde.³⁹

Seinen grundlegenden erkenntnistheoretischen Zweifel hegt Kleist am Gedanken der Perspektivität allen Erkennens:

„Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, *sind* grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande.“⁴⁰

Auch Kant stand dem Phänomen Wirklichkeit, wie wir sie sehen, skeptisch gegenüber, er zog daraus jedoch keine agnostischen Folgerungen. Er ging eher davon aus, dass die Natur unseren Bedürfnissen der Vernunft entgegenkommt und daher teleologisch strukturiert ist. Nach Greiner konnte Kleist die Erscheinung der physischen und moralischen Welt bisher in Einklang sehen, nach der Lektüre Kants verschwommen jedoch diese beiden Denkelemente.⁴¹ Kleist empfand es nämlich als Ärgernis, dass die Interpretation von Naturphänomenen vom Prinzip des Zufalls ausgeht und dadurch nie eine wahre Erkenntnis gewonnen werden kann.⁴²

Kleist entschloss sich nun, das Studium der Naturwissenschaften hinter sich zu lassen. Er brach es ab und wandte sich ganz der Kunst zu.

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, dass sich Kleist in den Jahren 1800 und 1801 auch mit Rousseaus Schriften auseinandergesetzt hat, dessen Theorien darauf beruhen, dass es den „von Natur guten, den natürlichen Menschen wirklich gebe“. ⁴³ In der Sekundärliteratur wird Rousseau durchaus erwähnt, seinen Schriften wird jedoch nicht annähernd die gleiche Bedeutung in Bezug auf Kleists Krise

³⁹ Vgl. ebda, S. 3.

⁴⁰ Zit.n. Bernhard Greiner: Im Horizont Kants, S. 4.

⁴¹ Vgl. ebda, S. 5.

⁴² Vgl. ebda, S. 5f.

⁴³ Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 27.

beigemessen, wie den Schriften Kants. Trotzdem ist anzunehmen, dass Kleists Denkprozesse auch durch die Lektüre Rousseaus beeinflusst wurden.

In welchen Lebensbereichen Kleists sich die Hinwendung von der Philosophie zur Kunst besonders auswirkten, erläutert Dirk Grathoff in seinem Aufsatz „Kleists Kantkrise und die Wende zur Kunst“ sehr prägnant.⁴⁴

Kleists religiöse Weltanschauung wurde erschüttert, da er von einer göttlich gesteuerten Naturordnung Abstand nahm und sich dem Zufallsprinzip in der modernen Wirklichkeit ergab. Er kam zum Glauben, dass Gott nicht helfend eingreift, sondern abwesend lediglich betrachtet.

Außerdem konnte er nicht mehr an die rationale Aufklärung glauben, da er nun prinzipiell an der Erkennbarkeit von Wahrheit zweifelte.

Auch wandte er sich von den Grundpositionen der aufgeklärten Moralphilosophie ab, die das Glücksstreben und die asketische Tugendhaftigkeit in den Vordergrund stellte.

1.6. Kleists Sensibilität für die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen

Der vierte Punkt in Kleists Leben, den Grathoff erwähnt, ist für den Rahmen dieser Arbeit sehr bedeutend, da er Kleists Verhältnis zu Frauen beleuchtet.

Schon vor seiner ersten Lebenskrise 1801 (1803 verfällt Kleist nämlich neuerdings in eine tiefe Krise, da er das Drama „Robert Guiskard“, mit dem er Goethe übertrumpfen wollte, nicht fertig stellen konnte und daraufhin das Manuskript verbrannte) hatte Kleist eine Meinung über Frauen, die um 1800 nicht selbstverständlich war. Er legte nämlich Wert auf die Bildung von Frauen. Wie bereits erwähnt, hat Kleist Wilhelmine von Zenge im Zuge von Vorlesungen, die Kleist im Hause von Zenge für die Töchter hielt, kennen gelernt. Er hat sie streng unterrichtet und geschwiegen, sobald sie seinen Vortrag durch Getuschel störten. Außerdem gab er ihnen Denkübungen auf, um ihre Denkgewohnheiten anzutreiben und ihnen den

Zugang zu Literatur zu erleichtern. Grathoff spricht davon, dass Kleists Sensibilität durch die Kantlektüre noch verstärkt wurde, was Kleists Werk auszeichnet.⁴⁵

Auf Kleists Parisreise wurde Ulrike, die Schwester Heinrich von Kleists, wie aus Sembdners Briefsammlung zu entnehmen ist, des öfteren in Herrenkleidung an der Seite Kleists gesehen. Welchen Zweck Heinrich und Ulrike damit verfolgten, ist nicht geklärt. Man könnte jedoch annehmen, dass Kleist Ulrike in sämtliche kulturelle Ereignisse einbinden wollte, bei denen eine Teilnahme von Frauen nicht üblich war. In einer Überlieferung von Bülow kann man hierzu erfahren:

„Über Kleists Pariser Aufenthalt weiß ich nichts weiteres zu sagen, als daß er, wenn ich recht gehört habe, bei Laplace wohnte, und seine Schwester in männlicher Kleidung bei ihm war [...]“⁴⁶

Aus folgender Textstelle könnte man schließen, dass ein Urteil einer Frau über die Fähigkeiten eines Künstlers nicht alltäglich war:

„Nur einmal geriet das märkische Fräulein dadurch [wegen ihres Männeranzuges] in Verlegenheit; sie besuchte zu Paris mit Heinrich das Konzert eines blinden Flötenspielers; nach beendeter Académie musicale umringte man den Virtuosen und auch Ulrike sagte ihm Artigkeiten. Das feine Ohr des Blinden erkannte sofort den weiblichen Ton der Stimme; seine Erwiderung lautete; „Madame, ich danke ihnen für so viel Nachsicht und Güte.“ – Allgemeine Verblüffung der Anwesenden, welche nun die verkleidete Fremde mit neugierigen Blicken musterten, sich untereinander Bemerkungen in die Ohren zischelten, so daß Ulrike am Arm des Bruders nicht schnell genug den Ausgang erreichen konnte.“⁴⁷

⁴⁴ Vgl. Dirk Grathoff: Von der Philosophie zur Literatur: Kleists Kantkrise und die Wende zur Kunst. In: D. G.: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie, S. 83ff.

⁴⁵ Vgl. Dirk Grathoff: Von der Philosophie zur Literatur: Kleists Kantkrise und die Wende zur Kunst. In: D. G.: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie, S. 85.

⁴⁶ Eduard v. Bülow: H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848, S. 23. Zit. N. Helmut Sembdner: Eduard v. Bülow: H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848, S. 23. Zit. N. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 49.

1.7. Kleists Frauen nach der Trennung von Wilhelmine

Da es nicht Ziel dieser Diplomarbeit ist, Kleists Leben in allen Zügen aufzurollen, möchte ich im folgenden Teil jene Lebensabschnitte Kleists herausgreifen, bei denen er in engerem Kontakt zu Frauen stand.

1.7.1. Luise Wieland

Nachdem Ulrike von Kleist Heinrich vorerst nicht länger auf seinen Reisen begleiten wollte, brachte er sie nach Frankfurt an der Oder zurück, um sein Reise in die Schweiz alleine fortzusetzen. Doch im August 1802 erfuhr Ulrike, dass Kleist krank sei und Geld brauche, weswegen sie sich in die Schweiz aufmachte. Als sie dort ankam, war ihr Bruder jedoch bereits wieder gesund und stellte ihr seine Freunde vor.

Kleist lernte in der Schweiz den Sohn Wielands kennen, dem er bei einer Auseinandersetzung mit der Polizei wegen unzüchtigen Bemerkungen über Franzosen beigestanden war. Dessen Vater hatte ihn durch die Lektüre der *Familie Schroffenstein* liebgewonnen. Wieland galt durch seine Beziehungen zu Herder und Goethe als Schlüsselfigur des literarischen Lebens. Kleist erhoffte sich durch den Kontakt zu Wieland, Goethe, den er sehr verehrte, persönlich kennen lernen zu können.⁴⁸

Im Dezember 1802 lud Christoph Martin Wieland Heinrich von Kleist auf sein Gut in Ossmannstedt ein, wo er bis Ende Februar 1803 blieb. Die erst dreizehnjährige Tochter Luise verliebte sich in Heinrich von Kleist, weswegen Kleist vermutlich auf Anraten des Vaters das Gut verlassen musste. Schütz schreibt dazu in seinen Biographischen Notizen:

⁴⁷ Günther. v. Freiberg: Im Hause des dramatischen Dichters. Über Land und Meer, 1883. Nr. 42. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 49.

⁴⁸ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.60.

„[...] Bleibt ziemliche Zeit bei Weimar. Neigung zur Tochter, die Grund ist, daß er auf Wielands Verlangen weg muß. Schreibt hier an den Guiscard. [...]“⁴⁹

Kleist reiste also ab und traf bald darauf seinen alten Freund Pfuel in Dresden. Von diesem sind viele Briefe über Heinrich von Kleist erhalten, wie man im bereits einige Male zitierten Buch *Heinrich von Kleists Lebensspuren* von Helmut Sembdner nachlesen kann.

1.7.2. Henriette von Schlieben

In Dresden pflegte Kleist freundschaftliche Kontakte mit der Familie von Schlieben. Der Maler Lohse, ein guter Freund Kleists war nämlich mit der ältesten Tochter der Familie Schlieben verlobt. Die zweite Tochter, Henriette, gefiel Heinrich sehr. Curt Hohoff erwähnt, dass es sogar zu einer überstürzten Verlobung von Henriette und Kleist gekommen sei.⁵⁰

Doch auch diese Liebe war nicht von langer Dauer, da Heinrich von Kleist mit Pfuel über Bern, Thun, und Mailand nach Paris aufbrechen wollte.

Wie einst an Wilhelmine, schrieb er nun Briefe an Henriette, in denen er seine Handlungsweise erläutern wollte. Zu diesem Zeitpunkt hatte Kleist seine zweite Lebenskrise, in der er sein *Robert Guiskard*-Manuskript,⁵¹ mit dem er Goethe „den Kranz von der Stirne reißen“⁵² und als preußischer Offizier in der Armee Napoleons eines heldenhaften Todes sterben wollte, einigermaßen überwunden. So schrieb Kleist 1804 aus Berlin:

⁴⁹ Wilhelm v. Schütz: Biographische Notizen über H. v. Kleist. Berlin 1936. Zit. n. Helmut Sembdner: *Heinrich von Kleists Lebensspuren*, S. 73.

⁵⁰ Vgl. Curt Hohoff: *Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* S. 64.

⁵¹ Vgl. Heinrich von Kleist: *Der Zweikampf, Die heilige Cäcilie, Sämtliche Anektoden, Über das Marionettentheater und andere Prosa. Anmerkungen von Christine Ruhrberg.* Erg. Ausg. Stuttgart: Reclam 1998. (= RUB.8004.), S. 110.

⁵² Adolf Wilbrandt: *Heinrich von Kleist.* Nördlingen 1863. Zit. n. Helmut Sembdner: *Heinrich von Kleists Lebensspuren*, S. 95.

„Ich bin nicht im Stande, vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motive verloren und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf andere folgen konnten.“⁵³

In den Jahren 1804 bis 1807 ist über Kleists Frauenbekanntschaften nichts zu erfahren. Das mag daran liegen, dass Kleists schriftstellerisches Schaffen von nun an im Mittelpunkt sämtlicher Aufzeichnungen über sein Leben stand. Kleist arbeitete in diesen Jahren unter anderem an den Werken, *Der Zerbrochenen Krug*, *Amphitryon*, *Penthesilea* und an der Novelle *Michael Kohlhaas*.⁵⁴

1.7.3. Julie Kunze

Im Herbst 1807 begann Kleist in Dresden, nachdem er aus französischer Gefangenschaft entlassen worden war (man hielt ihn für einen Spion), mit der Arbeit an *Das Käthchen von Heilbronn*.⁵⁵

Im Körnerschen Haus lernte er, wie Kurt Hohoff beschreibt, Julie Kunze kennen und verliebte sich in das Mädchen.⁵⁶ Als Kleist das Haus des Vormunds Körner wieder verließ, bat er das Mädchen um einen zukünftigen geheimen Briefkontakt. Julie verneinte dieses Anliegen, da sie befürchtete, dass ihr Vormund damit nicht einverstanden sein würde. Kleist soll daraufhin den Vorsatz gefasst haben, im Käthchen von Heilbronn ein Mädchen zu zeigen, das sich „unbedingt hingibt, ohne ihre Ehre zu opfern.“⁵⁷ Dirk Grathoff zweifelt diese Annahme Hohoffs an, wenn er schreibt: „Nach einer fragwürdigen Überlieferung des Kleistbiographen Eduard von

⁵³ Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 67.

⁵⁴ Vgl. Heinrich von Kleist: Der Zweikampf [...]. Anmerkungen von Christine Ruhrberg, S.110.

⁵⁵ Vgl. ebda, S. 110.

⁵⁶ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.92.

⁵⁷ Ebda.

Bülow (1803-53) soll Kleist das „Käthchen“ lediglich aus enttäuschter Liebe gedichtet haben.⁵⁸

Ob Julie der Grund für Kleists Verfassen des Schauspiels war, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Tatsache ist nur, dass er um die Zeit, in der Luise ihm die Brieffreundschaft verweigerte mit der Arbeit am *Käthchen von Heilbronn* begann. Das romantische Ritterschauspiel wurde im März 1810 in Wien uraufgeführt.

1.7.4. Rahel Varnhagen und Marie von Kleist

Ab dem 1. Oktober 1810 erschien Kleists Zeitschrift „Berliner Abendblätter“. Von Anfang an hatte Kleist Schwierigkeiten mit der Finanzierung. Bis Dezember 1810 gingen viele Abonnenten verloren, sodass Kleist in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten geriet. In diesen späten Berliner Jahren hatte Kleist, wie Barbara Bondy in einem Aufsatz über Kleists Leben erwähnt, neben Marie von Kleist auch mit Rahel Varnhagen eine freundschaftliche Verbindung.⁵⁹ Bei Sembdner findet sich bezüglich Rahel und Kleist ein Brief, in dem Rahel Varnhagen, ihrem Ehegatten, gesteht, dass sie in Heinrich von Kleist verliebt sei.

„Ada Müllers Kleist sehe ich jetzt. Er ist wahr, und sieht wahr. Ich lieb´ ihn und was er macht. Alles mündlich! Lebe wohl. Wir wollen auch grausam wahr sein. Facon de parler! grausam wird nur die Lüge.“⁶⁰

Doch bereits ein Monat später spricht Rahel davon, dass die Liebe verfliegen sei.⁶¹ Wie intensiv das Verhältnis zwischen Kleist und Rahel war, konnte ich nicht

⁵⁸ Dirk Grathoff: Heinrich von Kleist. Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Erg. Ausg. Stuttgart: Reclam 1994. (= Erläuterungen und Dokumente. RUB 8139.), S. 90.

⁵⁹ Vgl. Barbara Brody: Diesseits der Unsterblichkeit. Vor 200 Jahren wurde Heinrich von Kleist geboren. In: Kleists Aktualität, S. 252.

⁶⁰ Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. A. d. Nachlaß Vanhagens v. Ense. Leipzig 1874. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 298.

⁶¹ Vgl. ebda, S. 299.

herausfinden. Wahrscheinlich ist, dass die beiden einen freundschaftlichen Umgang pflegten und sie sich kurze Zeit in ihn verliebt hatte.

Im Frühjahr 1811 ging die Zeitung ein und Kleist drohte völlige Mittellosigkeit.⁶² Ulrike von Kleist, seine geliebte Schwester, half ihm kurze Zeit mit Geld aus, ließ ihn jedoch durch den Einfluss von Frankfurter Verwandten schließlich fallen.⁶³

Adam Müller, ein guter Freund Kleists verließ Berlin. Nun wandte sich Heinrich an eine alte Vertraute, namens Marie von Kleist, mit der er in Potsdam um 1795 nachdem er vom Rheinfeldzug zurückgekehrt war, Freundschaft geschlossen hatte. Als Kleist wieder Kontakt zu ihr aufnahm, war Marie bereits fünfzig Jahre alt und außerdem mit Heinrichs Cousin Major Friedrich Wilhelm Christian von Kleist verheiratet, weswegen man die Beziehung von Heinrich und Marie als eine freundschaftlich-mütterliche bezeichnen könnte. Ihr vertraute er an, dass er sich zukünftig nur mehr mit Musik beschäftigen wolle. Im Mai des Jahres 1811 schrieb er ihr folgenden Brief:„[...] so habe ich, von meiner frühesten Jugend an, alles allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.“⁶⁴

1.8. Der Doppelselbstmord von Kleist und Henriette Vogel

Heinrich lernte Henriette Vogel durch Adam Müller in Berlin kennen. Sie war sehr musikalisch, was dem derzeitigen Interesse Kleists sehr entgegen kam. Henriette litt an einer unheilbaren Krankheit (vermutlich Gebärmutterkrebs), weswegen sie sich selbst, nachdem sie über ihren hoffnungslosen Zustand erfahren hatte, aufgab.⁶⁵ Kleist, der immer wieder an Selbstmord dachte, sah in ihr den perfekten Partner für einen gemeinsamen Tod.

⁶² Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.163.

⁶³ Vgl. ebda.

⁶⁴ Zit. n. ebda, S.164.

Zu Marie von Kleist brach Heinrich den Kontakt mehr und mehr ab. Sie war ratlos und verfasste daher am 31. Oktober 1811 einen Brief an ihren Sohn:

„Ich habe keine Nachricht von Heinrich Kleist erhalten, wie ich Dich bat, sie mir zu geben, und ich bin doch sehr beunruhigt über sein Schweigen. Die Massenbachs [Verwandte von Marie] haben ihn nicht mehr gesehen, also gib mir sogleich darüber Nachricht, ich bitte Dich inständig drum. ... Gegen den 15. [Nov.] werde ich wieder in Berlin sein. ... [französ.]⁶⁶

Marie von Kleist machte sich zu Recht Sorgen um Heinrich. Er hatte mit Henriette Vogel nämlich den Entschluss gefasst gemeinsam zu sterben. So schrieb er am 9. November 1811 an Marie:

„[...] Ich habe dich während deiner Abwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht; aber, wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern die im Gefühl, daß ich ihr ebensowenig treu sein würde wie Dir, mit mir sterben will. [...] Nur soviel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist.[...]“⁶⁷

Ob das Verhältnis zwischen Henriette und Heinrich als ein verliebt nahes oder doch eher freundschaftliches war, läßt sich, durch sehr verschiedenartige Aussagen darüber, schwer beurteilen. Eine Überlieferung von Bülow beschreibt das Verhältnis der Beiden folgendermaßen:

„Von Leidenschaft war in ihrem Verhältnis zueinander keine Rede [...]. Was sie zueinander führte und Kleist bald zu ihrem Hausfreunde machte, war die Sympathie in ihren trüben Stimmungen und ihre gemeinschaftliche Liebe zur Musik.“⁶⁸

⁶⁵ Vgl. ebda.

⁶⁶ Bruno Hennig: Marie v. Kleist, ihre Beziehung zu H. v. Kleist. Sonntagsbeil. v. Voss. Ztg., Berlin. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 406.

⁶⁷ Zit. n. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.165.

⁶⁸ Flodoard Frh. v. Biedermann: H. v. Kleists Gespräche. Nachrichten und Überlieferungen aus s. Umgänge. Leipzig 1912, S. 203. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 419.

Beim Lesen des Briefes, den Henriette an Heinrich im November 1811 verfaßt hat, bekommt man den Eindruck, dass das Verhältnis der Beiden doch sehr innig gewesen sein muss:

„Mein Heinrich, mein Süßtönender, mein Hyazinthenbeet, mein Wonnemeer, mein morgen. und Abendrot, [...], mein Lehrer und mein Schüler, wie über alles Gedachte und Erdenkende lieb ich Dich. Meine Seele sollst du haben.[...].“⁶⁹

Henriette und Heinrich fuhren am 20. November 1811 gemeinsam an den Wannensee, speisten dort und schickten einen Boten mit ihren Abschiedsbriefen nach Berlin. Danach spazierten sie noch einige Meter am Seeufer entlang, bevor Heinrich zuerst Henriette und dann sich selbst erschoss. Beide wurden an der Stelle des Selbstmordes in ein Grab gelegt.⁷⁰

Ergänzend möchte ich an dieser Stelle bemerken, dass Heinrich von Kleist seinen letzten Abschiedsbrief, trotz derer am Ende getrennter Lebenswege, der wohl bedeutendsten Frau in seinem Leben, seiner Schwester Ulrike von Kleist, schrieb. In diesem Brief brachte er seine Todessehnsucht in wenigen Sätzen auf den Punkt:

„Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben[...]. Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand. um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.“

⁶⁹ Paul Lindau: Über die letzten Lebenstage H. v. Kleists und seiner Freundin. Die Gegenwart, 1873, S. 88. Zit. n. Helmut Sembdner: Heinrich von Kleists Lebensspuren, S. 421.

⁷⁰ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.167f.

Stimmings bei Potsdam d. – am Morgen meines Todes.⁷¹

1.9. Ist Kleists Tod seine letzte Erzählung?

Diese Frage habe ich mir beim Lesen eines Aufsatzes von Dirk Grathoff gestellt. Dieser hat nämlich in seinem Buch *Kleist. Geschichte, Politik, Sprache* einen Aufsatz ausschließlich dem Tod Kleists gewidmet. Zusammenfassend geht es in diesem Aufsatz berechtigterweise darum, dass Kleists Tod in einer gewissen Weise von Kleist selbst inszeniert wurde und Züge einer literarischen Handlung aufweist.⁷² Schon am 6. Dezember 1811 schrieb Achim von Arnim an die Brüder Grimm, dass zwischen den Toden am Wannsee und denen in der Kleistschen Erzählung *Die Verlobung in St. Domingo* ein gewisser Zusammenhang besteht.⁷³ Grathoff führt von Arnims Gedanken weiter und meint, dass „Kleist und Henriette Vogel in ihrem untrüglichen wechselseitigen Vertrauen das irrtümliche Mißtrauen zwischen den Verlobten in St. Domingo widerlegen oder übertrumpfen“⁷⁴ wollten. Günther Blöcker spricht in seinem Buch *Heinrich von Kleist oder das absolute Ich* in Bezug auf die bildhaft angelegten letzten Stunden Kleists, - in denen er mit Henriette Vogel noch gemeinsam in einem Wirtshaus am Wannsee isst, sich mit ihr unterhält und einen Boten beauftragt, die Abschiedsbriefe weiterzuleiten, um sich schließlich nach einem Spaziergang am See seine Begleiterin und sich zu erschießen, - davon, dass der Suizid Kleists seine „letzte Dichtung“⁷⁵ gewesen sei. Grathoff zitiert auch eine Aussage von Hannelore Schlaffer, die Kleists Leben als eines bezeichnet, das „Literatur und Wirklichkeit zugleich sein sollte.“⁷⁶ Gerade im Hinblick auf Kleists

⁷¹ Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Helmut Sembdner. Bd.2. 9. Aufl. München: Hanser 1993, S.887. Zit. n. Dirk Grathoff: Kleists Tod. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache, S. 232.

⁷² Vgl. Dirk Grathoff: Kleists Tod. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache, S. 225-234.

⁷³ Vgl. ebda, S. 227.

⁷⁴ Ebda, S. 233.

⁷⁵ Günther Blöcker: Heinrich von Kleist oder das absolute Ich. Frankfurt a. Main 1977, S. 100. Zit. n. Dirk Grathoff: Kleists Tod. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache, S. 228.

⁷⁶ Hannelore Schlaffer in der FAZ vom 1. Sept. 1999, S. 48. Zit. n. ebda.

Beziehungen zu Frauen, kann man ihr beipflichten, da Kleists Bindungsangst als literarisches Motiv, sich geradezu wie ein Generalbass in der Musik durch sein Leben zieht.

Als Überleitung zum nächsten Kapitel, in denen ich auf Kleists Erzählungen eingehen möchte, bietet sich ein Satz von Karl-Heinz Bohrer an, der diese als „Literatur zur Vorbereitung des Selbstmordes“⁷⁷ verstanden hat.

Bohrer kommt vermutlich auch deswegen auf diesen Gedanken, da Kleists Erzählwerk erst in den letzten Jahren vor seinem Tod entstanden beziehungsweise veröffentlicht wurde. Seine Aussage ist vielleicht zu direkt formuliert, da Kleists gesamtes Schaffen mit dem Tod sympathisiert (man denke an seine Dramen). Außerdem ist Kleists gesamtes Werk in seinem letzten Lebensjahrzehnt entstanden, nicht nur seine Novellen. Ich möchte auch darauf hinweisen, dass in sämtlichen Aufsätzen und Büchern über Kleists Leben seine Depressivität und Todessehnsucht thematisiert wird, es also nahe liegt, dass sich eine gewisse Todesnähe durch Kleists gesamtes Leben zieht.

Trotz der eben angeführten Punkte, die eine direkte Verbindung zwischen Kleists Erzählwerk und Kleists Tod in Frage stellt, möchte ich der Aussage Bohrers nicht vollständig widersprechen. Denkt man etwa an *Das Erdbeben in Chili* oder die bereits erwähnte *Verlobung in St. Domingo*, so geht es in beiden Erzählungen um ein Pärchen, welches gemeinsam nahezu unmenschliche Aufgaben überstehen muss. Im *Erdbeben* können die beiden Protagonisten nur durch eine Naturkatastrophe zu ihrem Glück, nämlich wieder zusammen, finden und in der *Verlobung in St. Domingo* scheitert das Liebesglück im Diesseits an mangelndem Vertrauen von Gustav in Toni, weswegen es ins Jenseits verdrängt wird und er sie und schließlich sich selbst umbringt. Kleist und Henriette finden hingegen ihr Glück im Diesseits, vor allem an der gemeinsamen Liebe zur Musik und im Jenseits, da sie sich gemeinsam in den Tod begeben.

Archim von Arnim hat einen möglichen Zusammenhang zwischen Kleists Tod und *Der Verlobung in St. Domingo* also durchaus richtig erkannt. Auch Dirkhoffs These der Übertrumpfung der Novelle im wirklichen Leben Kleists hat ihre Berechtigung.

⁷⁷ Karl-Heinz Bohrer. Plötzlichkeit. Frankfurt/M. 1981, S. 166ff. Zit. n. ebda.

2. Ein Blick auf Kleists Erzählungen und auf ihn als Erzähler.

In diesem zweiten Kapitel sollen einige markante Punkte zum Schriftsteller Kleist als Erzähler und zu seinen Erzählungen herausgearbeitet werden. Da er immer wieder als Dichter bezeichnet wurde, der seiner Zeit voraus war und sich deshalb in keine Richtung einordnen lässt, gehe ich in Punkt 2.2.2. auf einen Aufsatz ein, in dem Kleists Werk anhand von klassischen und romantischen Merkmalen betrachtet wird.

2.1. Kleists Erzählungen

Kleists Erzählwerk umfasst acht Novellen, die im Wesentlichen zwischen 1805 und 1811 verfasst wurden. Eine Ausnahme bildet hier die *Verlobung in St. Domingo*, deren erste Fassung nach Curt Hohoff bereits in der Zeit um 1801 entstanden sein soll. Es war jene Zeit, in der Kleist mit seiner Schwester nach Paris reiste und mit Wilhelmine von Zenge verlobt war.⁷⁸ In anderen Biographien über Kleist, beispielsweise der von Christine Ruhrberg wird die *Verlobung* erst in Zusammenhang mit der Herausgabe des zweiten Erzählbandes Kleists im Jahre 1811 genannt.⁷⁹

Durchaus einig ist man sich in der Sekundärliteratur, dass Kleist um 1805 mit der Arbeit am Michael Kohlhaas begann. Diese Novelle ist die längste Erzählung Kleists und wohl auch seine berühmteste.⁸⁰ Sie erschien schon 1808 als Teilabdruck in der Zeitschrift „Phöbus“. Die Endfassung kam 1810 vom Berliner Verleger Reimer im ersten Band der Erzählungen heraus.⁸¹

⁷⁸ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S.172.

⁷⁹ Vgl. Heinrich von Kleist: Der Zweikampf [...]. Anmerkungen von Christine Ruhrberg, S. 111.

⁸⁰ Vgl. Reiner Poppe: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze. 5. Aufl. Hofffeld: Bange 1982. (= Königs Erläuterungen 280.), S.

⁸¹ Vgl. ebda.

Zwischen 1805 und 1807 (das Jahr, in dem Kleist als angeblicher Spion von den Franzosen in Gefangenschaft genommen wurde) hat Heinrich auch an der *Marquise von O...* und dem *Erdbeben von Chili* gearbeitet. Laut Poppe ist *Das Erdbeben von Chili* Kleists erstes reifes Werk, dem die weniger dicht angelegten Erzählungen *Der Findling* und die *Verlobung in St. Domingo* vorausgegangen sind.⁸² Unter dem Titel Jeronimo und Josephe erschien das *Erdbeben von Chili* bereits 1807 im „Morgenblatt“. Die *Marquise von O...*, wurde wie *Das Erdbeben* und *Michael Kohlhaas* auch schon vor dem Erscheinen des ersten Erzählbandes 1810 vorabgedruckt, nämlich 1808 im 2. Stück des „Phöbus“.⁸³

1811, im Jahr des Doppelselbstmordes von Kleist und Henriette Vogel erschien der zweite Erzählband. Die darin enthaltene Erzählung *Die Verlobung in St. Domingo* wurde im Frühjahr des selben Jahres bereits in einem Unterhaltungsblatt namens „Der Freimüthige“ abgedruckt. Der zweite Erzählband enthielt außerdem die Erzählungen *Das Bettelweib von Locarno*, *Der Findling*, *Die heilige Cäcilie* und *Der Zweikampf*.⁸⁴

2.2. Heinrich von Kleist als Erzähler

Novelle bedeutet „Neuer Rechtsfall“ und „Neuigkeit“. Bei Kleist treffen beide Bedeutungen der Gattungsdefinition auf die Novellen zu. Thomas Mann nimmt Stellung zur „Neuigkeit“:

„Er hält es mit dem Wortsinn des Namens „Novelle“, der „Neuigkeit“ heißt. Was er mit unbeweglicher Miene vorbringt, sind Neuigkeiten, unerhört; und die Spannung, in der sie den Leser halten, hat etwas unheimlich Spezifisches.“⁸⁵

⁸² Vgl. ebda, S. 42.

⁸³ Vgl. Heinrich von Kleist: *Der Zweikampf* [...]. Anmerkungen von Christine Ruhrberg, S. 110f.

⁸⁴ Vgl. Curt Hohoff: *Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, S.173.

⁸⁵ Thomas Mann: *Gesammelte Werke*, Bd. 9: *Reden und Aufsätze*, S. 832-841. Zit. n. Reiner Poppe: *Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze*, S. 93.

Die Aussage von Thomas Mann fasst die Besonderheiten in Kleists Erzählkunst prägnant zusammen: Kleist Novellen sind neuartig (Beschreibung eines Bettelweibes im *Bettelweib von Locarno*), spannend (in der *Marquise von O...* weiß man bis zuletzt nicht, ob sie dem Grafen verzeiht), teilweise provokant (Darstellung des rauen Negers Congo Hoangos in *Der Verlobung in St. Domingo*) und dennoch sprachlich teilweise reduziert. (Szene der Vergewaltigung der Marquise wird mit einem Gedankenstrich umschrieben).

Auch die Definition des „Neuen Rechtsfalles“ trifft auf Kleists Novellen zu. Um 1800 wurden nämlich im Zuge des „Allgemeinen Landrechts“ (näheres unter Punkt 3.2.) viele neue Gesetze gemacht. Kleist zeigt in seinen Novellen immer wieder die Vor- und Nachteile der vorherrschenden Gesetze auf. So kritisiert er beispielsweise im *Michael Kohlhaas* die willkürliche Handhabung der landesherrlichen Verfügungen und Verordnungen, die schikanöse Behandlung von Grenzpassanten und den fehlenden Rechtsschutz für den auf sich allein gestellten einzelnen Bürger.⁸⁶ Letztendendes erkämpft sich Kohlhaas ein „kleines neues Recht“, denn nicht nur er wird am Ende verurteilt, sondern auch Wenzel von Tronka.

Wie Curt Hohoff aus Tiecks Mitteilungen entnimmt, soll sich Kleist nur ungern zum Erzähler herabgelassen haben, denn er fühlte sich als Dramatiker.⁸⁷ Kleist arbeitet sowohl in seinen Dramen als auch in den Erzählungen mit Rätseln und Geheimnissen. In den Dramen werden diese Geheimnisse in Form von Verhören aufgedeckt (Jupiter verhört Alkmene, Adam verhört Evchen), in den Erzählungen ist dies nicht möglich, das nicht die Personen selbst, sondern der allwissende Erzähler spricht.⁸⁸ Dennoch schafft es Kleist, die Spannung immer aufrecht zu erhalten, da der Erzähler das Innere der Figuren nicht erklärt. Worauf in den Punkten 4.5.4. und 4.3.2.3. eingegangen wird, lässt er sie in unangenehmen Situationen rot werden oder umschreibt ganze Szenen mit einem bloßen Gedankenstrich.

⁸⁶ Vgl. Reiner Poppe: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze, S. 28.

⁸⁷ Vgl. Curt Hohoff: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 126.

⁸⁸ Vgl. ebda.

So wie viele Künstler zu ihren Lebzeiten nicht den entsprechenden Ruhm erlangten, wurden auch Kleist Dramen und Erzählungen zu ihrer Zeit nicht sehr verständnisvoll aufgenommen. Poppe sieht den Hauptgrund dafür dahingehend, dass der Leser um 1800 noch kein weltaufgeklärter Leser war, wie wir ihn heute selbstverständlich kennen. Kleist scheint also seiner Zeit weit voraus gewesen zu sein.⁸⁹

Unter Kleists Freunden, wie etwa A. Müller, dem Mitherausgeber der Zeitschrift „Phöbus“ fanden die Novellen Anklang, da sie neuartige Themen und Schauplätze boten (man denke an *Das Erdbeben in Chili*). Die Tatsache, dass die Zeitschrift, in der die Novellen Kleists teilweise vorgestellt worden waren, das Publikum verfehlete und in Folge dessen eingestellt wurde, ließ Kleist an seinen Qualitäten als Erzähler zweifeln. Er fühlte sich missverstanden und gescheitert.⁹⁰

2.2.1. Der Gerechte - Der Phantast - Der Liebende

In diesem Absatz möchte ich auf die Grundmotive in Kleists Erzählungen eingehen, die im Wesentlichen aus Gerechtigkeit, Phantastischem und Liebe bestehen.

Ernst Weiß erwähnt in seinem Aufsatz „Kleist als Erzähler“, dass „der Tatenmensch und Schicksalsspieler in Kleist [...] auch in seiner Prosa alles auf die letzte als die ihm einzig und allein gemäße Karte gesetzt.“⁹¹ Daraus entstehen auch die unerhörten Spannungslinien in seinen Novellen, die den gesamten Erzählfluss umspannen und bis zum Schluss nicht abreißen: „Daher das Spannende, Aufregende, Hinreißende von der ersten bis zur letzten Zeile.“⁹²

Diese Spannungslinie, die nur allzu oft eine gerechte Fügung für ein Liebespaar zum Ziel hat, wird beispielsweise in der Novelle *Der Zweikampf* sehr deutlich. Graf Jakob der Rotbart möchte nämlich die Unschuld am Tod seines Bruders damit beweisen, dass er ein Verhältnis mit Littegarde pflege und sich in der Mordnacht bei ihr aufgehalten habe. Erst auf den letzten Seiten der Novelle klären sich die

⁸⁹ Vgl. Reiner Poppe: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze, S. 17.

⁹⁰ Vgl. ebda.

⁹¹ Ernst Weiß: Kleist als Erzähler. In: Schriftsteller über Kleist. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Peter Goldhammer. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1976, S. 239.

komplizierten Sachverhalte auf. Bis zuletzt glaubt der Leser, dass Littegarde und ihr Anwalt, der Kämmerer Friedrich, verurteilt werden würden. Als sie bereits am Scheiterhaufen für die Verbrennung bereitstehen, gesteht Graf Jakob seine Schuld. Die Liebe siegt und Littegarde und Herr Friedrich können heiraten.

Auffallend ist bei dieser Erzählung, dass die göttliche Instanz dann zum Zug kommt, wenn die Kraft der Liebe oder der Gerechtigkeit nicht so stark ausgespielt werden kann, wie etwa bei der *Marquise von O...*, wo die Liebe des Grafen zur Marquise sämtliche Untaten und Ungereimtheiten aufklären kann. Herr Friedrich kann nicht offenkundig mit der Waffe der Liebe zu Littegarde kämpfen - wie es etwa der Graf F... tut, als er um die Marquise wirbt - da ihre Liebe vorerst unter dem Mantel der Verschwiegenheit steht. Ihnen muss also die göttliche Instanz zur Gerechtigkeit verhelfen. Bei einem Duell wird Friedrich zwar schwer verwundet, stirbt aber, wie durch ein göttliches Wunder, nicht. Graf Jakob wird hingegen nur leicht verletzt. Diese Wunde entzündet sich jedoch so stark, dass er stirbt. Die offensichtliche Einflussnahme Gottes auf den Gesundheitszustand derer, die sich duellierten, bringt jenen Vorgang, der die Wahrheit ans Licht bringt, in Gang. Hier spielt die letzte Karte also Gott aus. Bei der *Marquise von O...* ist der Einsatz einer solchen Gewalt nicht nötig, da der Graf sich so lange bewährt, bis er die Liebe der Marquise erhält. Die göttliche Fügung als Karte zur Gerechtigkeit und Liebe findet sich beispielsweise auch in der *Verlobung in St. Domingo*, wo die Liebenden nur durch ein Erdbeben wieder zueinander finden können.

Beispiele für die Verdeutlichung von immer wiederkehrenden Grundmotiven in den Novellen von Kleist werden im folgenden Kapitel noch einige angeführt.

Zusammenfassend möchte ich jedoch bereits an dieser Stelle darauf hinweisen, dass die menschliche Seite Kleists die Liebe in den Mittelpunkt seiner Erzählungen stellt, die dienstliche Seite des preußischen Offiziers in Kleist Hauptaugenmerk auf Gerechtigkeit – koste sie, was sie wolle, denkt man beispielsweise an *Michael Kohlhaas* – und die phantastische Seite seines Gemüts Unmenschliches, also Göttliches (man denke an das *Erdbeben von Chili*, den Verlauf einer Krankheit im

⁹² Vgl. ebda.

Zweikampf, oder die Wirkung von Musik in *Die heilige Cäcilie*) ins Zentrum der Ereignisse stellt.

2.2.2. Klassiker, Romantiker oder einfach Kleist?

Lange galt Heinrich von Kleist als Dichter, der sich aufgrund seines Stils und seiner Themen, weder in die Klassik noch in die Romantik einordnen lässt. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich und auch nicht ganz falsch, da Kleists Werk völlig neue Themen aufwarf, in seiner Zeit provokant wirkte und erst im 20. Jahrhundert verstanden und geschätzt wurde. Er war zukunftsweisend und historisch zugleich.

Christine Lubkoll hat 2001 in Zusammenarbeit mit Günther Oesterle zu diesem Thema ein Buch herausgegeben, in dem versucht wird, Kleists Werk in die literarischen Konzepte von Klassizismus und Romantik einzuordnen, um die Möglichkeit zu eröffnen, es nicht länger in eine separate Schublade mit der Aufschrift „geglückter Sonderfall“ zu schieben.⁹³ Im Einleitungsaufsatz nehmen Lubkoll, Oesterle und Waldow ganz allgemein zum Thema „Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik“ Stellung. Da mir eine knappe Beleuchtung dieses Themas, unabhängig von Kleists Frauendarstellung, für ein grundsätzliches Verständnis seines Werkes unumgänglich erscheint, werden im folgenden Absatz einige Ansätze der drei Kleistforscher vorgestellt.⁹⁴

Klassizismus und Romantik reagieren auf den enormen Modernisierungsschub, der sich zwischen 1750 und 1830 in allen gesellschaftlichen Bereichen vollzieht. Beide Richtungen streben nach einer ästhetischen Bewältigung, um eine nationale, europäische Identität zu sichern. Neben dem Traditionsbezug (Bezugnehmen auf antike Stoffe) treten sowohl im Klassizismus als auch in der Romantik innovative,

⁹³ Vgl. *Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik*. Hrsg. v. Christine Lubkoll und Günther Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (= Stiftung für Romantikforschung. 12.).

⁹⁴ Vgl. Christine Lubkoll, Günther Oesterle, Stephanie Waldow: Einleitung. In: *Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik*, S. 7-19.

emanzipatorische Perspektiven auf, die Natur, ästhetisches Bewusstsein und Alltagskultur in das bestehende Weltbild aufnehmen.⁹⁵

Lubkoll, Oesterle und Waldow bestreiten nicht, dass es markante Unterschiede zwischen den beiden Strömungen gibt: Die Klassik begrenzt und strebt nach Harmonie und Ruhe, während die Romantik entgrenzen möchte und der Phantasie und Bewegung freien Lauf lässt. Sie streichen jedoch heraus, dass sich die beiden Strömungen gegenseitig beeinflusst haben und als komplementäres System die beginnende Moderne bedeutend mitbestimmt haben.⁹⁶

Bei Kleist werden beide Richtungen deutlich sichtbar und vielleicht ist gerade jener Charakterzug Kleists, der sich niemals auf etwas festlegen will - auch in Bezug auf Frauen, was aus den Darstellungen des ersten Kapitels deutlich wird – dafür verantwortlich, dass seine Protagonisten oft das „Gute und Engelhafte“ vom „Bösen und beinahe Teuflischen“ nicht trennen können. Denkt man an den Grafen in der *Marquise von O...* oder an *Michael Kohlhaas*, so sind diese zwar sehr rechtschaffene Menschen, dennoch haben beide Protagonisten auch böse Züge. Einer vergeht sich nämlich an einer jungen Frau, und der andere kämpft um sein Recht und geht dabei über Leichen.

Lubkoll vertritt in Bezug auf Kleists Novellen die These, dass er mit der „Überblendung der verschiedenen ästhetischen Perspektiven und Strategien“⁹⁷ ein Erzählmodell begründet, „das sowohl Harmoniedenken des Klassizismus als auch die Funktionalisierung der „mythischen Rede“ in der Romantik hinter sich lässt und [...] bereits in die Moderne vorausweist.“⁹⁸ Als Beispieltext für diese Annahme nennt sie die Novelle *Die Verlobung in St. Domingo*, in der Kleist die Liebe zwischen Gustav, dem Weißen und Toni, einer Mestizin darstellt, die ethnische, ständische,

⁹⁵ Vgl. Christine Lubkoll, Günther Oesterle, Stephanie Waldow: Einleitung. In: *Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik*, S. 9f.

⁹⁶ Vgl. ebda, S. 10f.

⁹⁷ Ebda, S. 15.

⁹⁸ Vgl. Christine Lubkoll, Günther Oesterle, Stephanie Waldow: Einleitung. In: *Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik*, S. 15.

kulturelle und geschlechterbezogenen Gegensätze vereinen sollte.⁹⁹ Aus dem Scheitern dieses Versuches in der Novelle (Toni und Gustav sterben), könnte man heute schließen, dass Kleist seiner Zeit tatsächlich voraus war und auf Zukünftiges (die Liebe zwischen zwei Menschen verschiedener Hautfarben ist heute möglich) hindeuten wollte.

3. Das Frauenbild um 1800

In diesem Kapitel werden einige Merkmale des Frauenbildes um 1800 erläutert, um die Frauendarstellungen in Kleists Novellen in Bezug auf ein übliches Frauenbild erörtern und in der Folge interpretieren zu können.

3.1. Von der Produktionsehe zur Liebesehe

Im 18. Jahrhundert vollzogen sich bedeutende gesellschaftliche, politische und kulturelle Veränderungen und Revolutionen. Die Maschinenteknik löste handwerkliche Arbeiten ab, wodurch die Menschen mehr Bestreben nach Bildung hatten. Das Bürgertum verlangte nach mehr Zugang zu Bildungseinrichtungen und forderten politischen Einfluss.

Diese Aufklärungsbewegungen veränderten auch auf das bestehende Familienbild. Im Feudalismus war die übliche Familienstruktur eine Produktionsehe mit Kindern und Verwandten, die - vor allem durch landwirtschaftliche Tätigkeiten - gemeinsam für Nahrung und Einkünfte sorgten.

Durch den Kapitalismus vergrößerte sich das Bedürfnis nach einer Liebesehe.

Wie diese Entwicklung von Feudalismus zum Kapitalismus mit dem wachsendem Bedürfnis nach echter Liebe zusammenhängt, kann man aus der Literatur kaum erschließen.¹⁰⁰

⁹⁹ Vgl. ebda.

¹⁰⁰ Vgl. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau geb. Schubart. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang 1991. (= Europäische Hochschulschriften.

Die Entwicklung der bürgerlichen Kleinfamilie brachte auch eine familiäre und seelische Verbindung zwischen Eltern und Kindern hervor. Durch die wirtschaftliche Entwicklung teilte sich das Familienleben in dieser Zeit in häusliche und öffentlich-berufliche Tätigkeiten des Mannes. Die Frau übernahm daher neben der Kindererziehung und Haushaltsführung Angelegenheiten wie die Verwaltung der familiären Finanzen und die Planung und Verwaltung der häuslichen Geschäfte.

3.2. Eherecht

Das Eherecht, das bis zum 18. Jahrhundert noch auf dem römischen Recht gründete, nach dem Frauen, Kinder und sämtliche Besitztümer dem Hausherrn unterstanden, wurde am Ende des 18. und im Laufe des 19. Jahrhunderts überarbeitet.¹⁰¹

Das neue Eherecht besagte, dass Mann und Frau gegenüber den Rechten über die gemeinsamen Kinder gleichgestellt sind. Das alte Eherecht wurde im Rahmen des „Allgemeinen Landrechts“, welches 1794 in Preußen eingeführt wurde, überarbeitet. Damit wurden die Rechte der Frau aber nicht sehr gestärkt, sondern eher die Übermacht des Vaters eingeschränkt. Das sogenannte Naturrecht, welches auf Vernunft gründete, besagte, dass im Privatrecht in Zukunft kein Unterschied zwischen den Geschlechtern anerkannt werden würde. Ehen sollten also von nun an freiwillig geschlossen werden. Das hieß aber nicht, dass aufgrund von familiären Zwängen nicht weiterhin unfreiwillige Ehen geschlossen wurden. Auch die neuen Zugeständnisse für die Rechte der Frauen wurden immer wieder durch neue Paragraphen relativiert: „Der Mann ist das Haupt der ehelichen Gemeinschaft und sein Entschluß gilt in gemeinschaftlichen Angelegenheiten.“¹⁰²

Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur. 1284.) [Zugl.: Jena: Phil. Diss. 1991] [masch.], S. 28.

¹⁰¹ Vgl. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 31.

¹⁰² Gunda Bosch-Adrigan: Zur rechtlichen Aufklärung über den Ehebruch und die Folgen in der Rechtssprechung des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts. In: Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v.

Auch Gerhard Besier beschäftigte sich mit den gesellschaftlichen Umbrüchen im Gefolge der französischen Revolution, im Speziellen mit dem Zusammenbruch des Staatskirchensystems. Durch des Verlust von Grundbesitz geriet die katholische Kirche daraufhin in eine schwere Krise. Die klerikale Macht wurde nach und nach abgebaut. Unter anderem wurde auch die Zivilehe eingeführt.

Die Lebensweise der Bürger wurde autonomer, die Autorität des pater familias gestärkt. Glaube war nicht mehr selbstverständlich, sondern ein Akt individueller Entscheidung.¹⁰³

3.3. Das bürgerliche Frauenbild

Mit der französischen Revolution (1789-1794) erhofften sich auch die Frauen mehr Rechte, doch unter Napoleons Einfluss wurde das patriarchalische Prinzip nur noch weiter gestärkt. Frauen hatten weiterhin keinen Zugang zu kulturellen Veranstaltungen, kein Wahlrecht und waren bei jeder einzelnen Rechtshandlung an die Ermächtigung des Mannes gebunden.

Dennoch entwickelten sich in dieser Zeit und auch schon einige Jahre davor, ernsthafte Emanzipationsbestrebungen (auch von Seiten mancher Männer), durch die sich erste Wurzeln für die zukünftigen Frauenbewegungen bildeten. Gottsched beispielsweise sah die weibliche Neuorientierung als Bestandteil der bürgerlichen Weiterentwicklung.

In den „Moralischen Wochenschriften“, die um 1750 in Deutschland erschienen, wurde ebenfalls eine bessere Bildung für Frauen gefordert. Diese sollte jedoch nicht die Eigenständigkeit der Frau fördern, sondern vorerst nur die Heiratchancen

Hiltrud Gnüg und Renate Mährmann. Stuttgart 1985, S. 504ff. Zit. n. Gisela Schwarz. Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 32f.

¹⁰³ Vgl. Gerhard Besier: Kirche, Politik und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München: Oldenburg 1998. (= Enzyklopädie deutscher Geschichte. Hrsg. v. Lothar Gall. 48.), S. 1f.

verbessern, die Unterhaltung des Mannes bereichern und die Kindeserziehung erweitern.¹⁰⁴

Mit den Emanzipationsbewegungen der Frauen und der Bildung von bürgerlichen Kleinfamilien ging der Wunsch nach Innerlichkeit und Empfindsamkeit einher. In adeligen Kreisen setzte sich beispielsweise das Stillen des eigenen Kindes durch, was zuvor eine Amme übernommen hatte.

Die sogenannte Empfindsamkeitsepoche brachte eine öffentliche Diskussion über das Für- und Wider- zwischen Verstand und Gefühl mit sich. Hier entwickelte sich der Begriff der „schönen Seele“, die Rousseau folgendermaßen definierte:

„Wer inniges Empfinden für Tugend, Schönheit, Natur, für alles Edle und Reine besitzt, verdient die Bezeichnung der schönen Seele“.¹⁰⁵

Dieser Begriff der schönen Seele wurde fast ausschließlich auf Frauen bezogen. Man versuchte die Seele der Frauen zu ergründen und suchte folglich - neben physischen Unterschieden zwischen Mann und Frau - geschlechtliche Eigentümlichkeiten nun auch in der Psyche.¹⁰⁶

3.4. Bescheidene Errungenschaften

Gisela Schwarz bemerkt zusammenfassend, dass die Errungenschaften für die Frauen gegen Ende des 18. Jahrhunderts eher bescheiden waren.

Überspitzt formuliert hat sich das Bild der gebärenden, unterwürfigen, schrubbenden Frau zu einem etwas positiveren und facettenreicheren Frauenbild der Jungfrau, Mutter, Schwester und Madonna gewandelt.¹⁰⁷

¹⁰⁴ Vgl. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 34f.

¹⁰⁵ Vom Zopf zur Romantik. Beitrag zum Werdegang der modernen Frau. Alexander von Gleichen-Russwurm. Leipzig 1916. Zit. n. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 36.

¹⁰⁶ Vgl. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 36.

¹⁰⁷ Vgl. ebda, S. 62.

Kleist war einer der wenigen Männer, der die Bildung von Frauen unterstützte. Manche Männer waren davon überzeugt, dass das Lesen der Mädchen und Frauen die Nerven der Hausfrau im „Geschäfte ihres Berufes“ schwäche – meint etwa J. H. Campe.¹⁰⁸

Im Allgemeinen sollte man sich darüber im Klaren sein, dass immer mehr bürgerliche Frauen nach Bildung verlangten, sie aber eine Minderheit darstellten und vor allem in den reicheren Schichten zu finden waren.

Wenn auch die Lage der Frauen auf der Gefühlsebene verbessert wurde und ihre sexuellen Neigungen berücksichtigt oder zumindest bedacht wurden (ihnen wurde die Natürlichkeit und natürliche Empfindsamkeit im späten 18. Jahrhundert positiv angemerkt), so änderte sich doch nichts an ihrer sozialen Lage. Denn dadurch, dass die Frauen beruflich dem Manne weit untergeordnet waren, war die bürgerliche Ehe sozusagen die einzige Existenzmöglichkeit der Frau. Auch die freie Liebe konnte sie in Wahrheit nicht ausleben, da sie Risiken wie das Herabsinken des öffentlichen Ansehens, die uneheliche Schwangerschaft (man denke an die Verstoßung der Marquise aus dem elterlichen Haus in Kleists *Marquise von O...*), Rechtlosigkeit und Existenzbedrohung mit sich gebracht hätte.¹⁰⁹

Entscheidende Veränderungen auf dem Weg zur Selbstständigkeit erfuhren die Frauen erst in der Zeit um 1900.

Die Grazer Germanistin Mag. Dr. Brigitte Spreitzer hat im Wintersemester 2000/2001 eine Vorlesung über österreichische Schriftstellerinnen in der literarischen Moderne gehalten, in der ergänzend auf die Situation der Frauen im 19. und 20. Jahrhundert eingegangen wurde. Die Informationen des folgenden Absatzes stammen daher aus den Unterlagen dieser Vorlesung.

Am Ende des 19. Jahrhunderts brach die Diskussion um höhere Bildungseinrichtungen für Frauen aus. In den Jahren um 1870 gab es nämlich nach

¹⁰⁸ Ursula Noilte: Die Entwicklung der weiblichen Bildung von der Aufklärung bis zur Romantik. Diss.: Mainz 1952, S. 36. Zit. n. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 37.

¹⁰⁹ Vgl. Gisela Schwarz: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800, S. 44.

der Grundausbildung in der Volksschule für Mädchen lediglich ein 6-klassiges Lyceum, in dem man weder einen Maturaabschluss noch eine Qualifikation für einen Zugang zu Hochschulen erwarb. Wie im ersten Kapitel bereits erwähnt wurde, konnte sich Heinrich von Kleist dem Studium der Naturwissenschaften widmen, was für ein Mädchen zu dieser Zeit noch undenkbar war:

Erst im Jahre 1892 wurde das erste Mädchengymnasium eröffnet, erst 1912 standen den Mädchen alle Universitäten, außer der katholisch-theologischen Fakultät, die für Frauen erst ab 1946 zugänglich war, offen. Es gab jedoch Probleme, sich auf der Uni zu profilieren, da die Mädchen eine schlechtere Vorbildung als die meisten Knaben hatten. Frauen, die sich um 1900 schriftstellerisch betätigten - wie etwa Troll-Bostyani, Auguste Fickert, Alice Schalek oder Rosa Mayreder - wurden aus vielen Künstlervereinigungen ausgeschlossen, hatten dadurch wenig Kontakte zu Verlegern und somit schlechte Publikationsmöglichkeiten. Institutionen, wie der Verein für Schriftstellerinnen der 1885 gegründet wurde, trugen wesentlich zur Bildung des Selbstbewusstseins von jungen Schriftstellerinnen bei. Viele Werke von Frauen erschienen schließlich im Seemann-Verlag, da sich dieser von der weitverbreiteten Meinung, dass Frauen nicht kreativ sein könnten (Weininger), da sie sich als emotionale Naturwesen nicht von sich selbst distanzieren könnten (Simmel), abhob.

4. Darstellung spezifischer Charakteristika der Frauenbilder in den Novellen

Wie aus dem vorigen Kapitel hervorgeht, werden die Frauen um 1800 aus dem politischen Leben ausgegrenzt. Kittler spricht in diesem Zusammenhang, indem er sich auf Schriften von Fichte und Kant bezieht (Näheres dazu unter Punkt 4.3.4.), von der Liebe als Hauptdomäne der Frau.¹¹⁰ Für den Mann stehen hingegen die Erfüllung seiner Pflichten als Staatsmann, Gerechtigkeit und Ordnung im Mittelpunkt seiner Lebens. Dennoch wäre es verfehlt zu glauben, dass die Frauen für Kleist ganz

ohne Einfluss auf die Staatsregierung wären.¹¹¹ Sie vermitteln nämlich zwischen der Liebe des Mannes zu ihnen und den Kindern, seinen staatlichen Pflichten und seinem Drang nach Gerechtigkeit. Ob die Frauen bei Kleist positiv oder eher berechnend und negativ agieren, hängt davon ab, wie es um die Treue des Mannes zu seiner Frau beschaffen ist: „Denn die weibliche Hingabe aus Liebe ist der einzige Vertrag, an den sich Kleists Frauen halten und zwar mit einer Zuverlässigkeit, die keine Grenzen kennt (man denke an Toni in der *Verlobung in St. Domingo*). Sie ist ein „Eidschwur“ ohne Worte, nämlich ein körperliches Zeichen.“¹¹² Fühlen sich Frauen jedoch hintergangen, können sie „zu erbitterten und gefährlichen Feinden werden.“¹¹³ So geschieht es etwa bei Babekan in der *Verlobung in St. Domingo*.

Die Frau in der Rolle als Vermittlerin der einzelnen Aufgabengebiete ihres Mannes beeinflusst also politische Geschehnisse, nur tut sie dies meist auf unpolitische Weise. Kittler spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Frau bei Kleist als höchstes Ziel den Schutz der Liebe und der Verwandtschaft vor Augen hat, der Mann jedoch stets nach Gerechtigkeit strebt.¹¹⁴ Auch vermerkt er einen grundlegenden Unterschied in Bezug auf den Zugang zum christlichen Glauben. Die Frau nimmt den christlichen Grundsatz, auch seine Feinde zu lieben und ihnen zu vergeben, wörtlich. Ist es jedoch unumgänglich, widersetzt sich der Mann bei der Suche nach Gerechtigkeit scheinbar diesem christlichen Grundsatz, um am Ende doch – beispielsweise bei der im folgenden Punkt beleuchteten Novelle *Michael Kohlhaas* – sein begehrtes Ziel im Einklang mit Gott zu erreichen: „Denn der Nationalstaat, das hat schon Fichte in seinen Reden and die deutsche Nation gelehrt, ist in seiner vollkommenen Form die Verwirklichung des göttlichen Willens schon in dieser Welt. Daher stellt sich Gott, wenn auch reichlich spät [wie etwa am Ende bei *Michael*

¹¹⁰ Vgl. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege. Freiburg im Breisgau: Rohmbach 1987. (= Rombach Wissenschaft – Reihe Litterae), S54f.

¹¹¹ Vgl. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 177.

¹¹² Ebd., S. 178.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Vgl. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 294.

Kohlhaas] doch auf die Seite dessen, der dem Staat nur aus enttäuschter Liebe untreu geworden war.“¹¹⁵

4.1. Lisbeth in *Michael Kohlhaas*

In *Michael Kohlhaas*, Kleists längster Novelle, sind einige von Kittler angesprochenen Phänomene in Bezug auf Kleists Frauen zu finden. Lisbeth fungiert tatsächlich als Vermittlerin, stellt jedoch die Liebe zu ihrem Mann und ihren Kindern und die Sicherheit der Familie in den Vordergrund. Sie fügt sich schließlich den Wünschen ihres Mannes, der dafür jedoch einen hohen Preis zahlen muss. Lisbeth stirbt nämlich bei dem Versuch, die Bittschrift ihres Mannes zu überbringen.

4.1.1. Die Vermittlerin

Der Rosshändler Michael Kohlhaas wird auf seinem Weg durch Sachsen von einem Junker an der Burg des Wenzel von Tronka aufgehalten, da er angeblich einen Pass vorweisen müsste. Nach einiger Diskussion muss er die Pferde mit seinem Knecht Hirse zurücklassen. Hirse wird daraufhin brutal zusammengeschlagen und die Pferde werden zur Feldarbeit herangezogen. Als Michael Kohlhaas von den Geschehnissen erfährt, will er Gerechtigkeit für sich und seinen Knecht Hirse herbeiführen. Seiner Frau Lisbeth erzählt er von seinem Vorhaben, woraufhin sie ihm ihre volle Unterstützung versichert:

*Denn sie sagte, daß noch mancher andere Reisende, vielleicht minder duldsam, als er, über jene Burg ziehen würde; daß es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, gleich diesen, Einhalt zu tun; und daß sie die Kosten, die ihm die Führung des Prozesses verursachen würde, schon betreiben wolle. Kohlhaas nannte sie ein wackeres Weib, erfreute sich diesen und den nächsten Tag an ihrer und seiner Kinder Mitte, und brach, sobald es seine Geschäfte irgend zuließen, nach Dresden auf, um sein Klage vor Gericht zu bringen.*¹¹⁶

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Heinrich von Kleist: *Michael Kohlhaas*. In: H. v. K.: *Erzählungen*. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel 1996. (=Insel.Taschenbuch.1785.), S. 22.

In diesem Absatz wird ein Frauenbild entworfen, in dem nicht nur eine dulddende und den Mann unterstützende Frau gezeigt wird, sondern auch eine Frau, die sich ihre Zustimmung argumentiert. Sie beruft sich nicht nur auf ihr eigenes Gefühl, welches ihr sagt, dass ihrem Mann Gerechtigkeit widerfahren solle, sondern auch auf Gott, der ihren Mann in seinem Vorhaben beistehen werde.

Doch bereits einige Absätze später wirkt Lisbeth nicht mehr so überzeugt von den Vorhaben ihres Mannes und argumentiert folgendermaßen:

„Warum willst du dein Haus verkaufen?“ [...] „weil ich in einem Lande, liebste Lisbeth, in dem man mich in meinen Rechten nicht schützen will, nicht bleiben mag. [...] Ich bin sicher, dass meine Frau hierin so denkt, als ich. [...] und daher wünsche ich, daß du dich, auf einige Zeit, wenn es sein kann, entferntest, und mit den Kindern zu deiner Muhme nach Schwerin gingest [...].“ (M.K., S. 29f.)

Lisbeth fühlt sich überrumpelt und kann ihre eigentlichen Wünsche, nämlich dass ihr Mann bei seiner Familie bleibt, Haus und Hof nicht in Gefahr gebracht werden und sie nicht bei einer Verwandten verweilen muss, nicht durchsetzen. Michael Kohlhaas sagt, er sei sich sicher, dass seine Frau so denke, wie er. Ich unterstelle ihm, dass er genau weiß, dass seine Frau anderer Meinung ist, jedoch geht für ihn die Suche nach Gerechtigkeit vor, weswegen er sich auf keine tiefgehende Diskussion mit seiner Frau einlässt.

4.1.2. Die Entsetzte

Lisbeth weiß genau, wie ausgeprägt der Gerechtigkeitssinn bei ihrem Gatten ist und reagiert, wie die Frauen bei Kleist in Extremsituationen oft reagieren. Sie errötet, ist verzweifelt und weint. Kleist unterstreicht solche Gefühlsregungen bei seinen Frauen mit der häufigen Setzung von Gedankenstrichen, die dem Leser Zeit geben, sich die

Alle folgenden Primärtextzitate aus den acht Novellen werden direkt nach dem Primärtextzitat in folgender Form angeführt: (Abgekürzte Form des Titels der jeweiligen Erzählung, Seitenangabe).

Situation zu verdeutlichen und seine Phantasie anregen, da er die Leerstellen selbst füllen muss.

Und das Entsetzen erstickte ihr die Sprache.- [...] –, Oh ich verstehe dich!“ rief sie. „Du brauchst jetzt nichts mehr, als Waffen und Pferde; alles andere kann nehmen wer will !“ [...] liebste Lisbeth, was machst du? Gott hat mich mit Weib und Kindern und Gütern gesegnet; soll ich heute zum erstenmal wünschen, daß es anders wäre?“--- Er setzte sich zu ihr, die ihm bei diesen Worten errötend um den Hals gefallen war, freundlich nieder.- (M. K., S. 30)

Herminio Schmid hat ein Buch über Heinrich von Kleist mit dem Titel „Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip“ geschrieben. In diesem erläutert er, dass Kleists poetisches Schaffen von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen des ausgehenden 18. Jahrhunderts angeregt wurde.¹¹⁷ Unter anderem beschäftigte man sich um diese Zeit intensiv mit der Elektrizitätslehre, in der drei Elemente festgelegt wurden: die Spannung, der Ausgleich und ein Ruhepunkt. Der Ruhepunkt bildet nur einen momentanen Verharrungsmoment in einer ständig wechselnden Polarität. In diesem Verharrungsmoment werden die Kleistschen Figuren nach Schmidt in einem „völligen Geistesbankrott“ dargestellt, „in dem sie aus der Situation heraus nicht die richtige Entscheidung treffen.“¹¹⁸

In *Michael Kohlhaas* findet man diesen Ruhepunkt in der eben zitierten Stelle, als Kohlhaas seine Frau in den Arm nimmt und sie beruhigen will, nachdem sie aufgrund der Tatsache, dass ihr Mann sie zu Verwandten schicken will und eventuell sein Haus verkaufen wird, beinahe verrückt geworden wäre.

Schmid spricht, wie eben erwähnt, davon, dass genau in diesen Ruhesituationen falsche Entscheidungen getroffen werden. Eine solche Situation tritt an dieser Stelle auch ein, als Lisbeth einen Einfall hat:

Lisbeth sagte: sie habe einen Einfall! Sie erhob sich, wischte sich die Tränen aus den Augen, und fragte ihn, der sich an einem Pult niedergesetzt hatte: ob er ihr die Bittschrift geben, und sie, statt seiner, nach Berlin gehen lassen wolle, um sie dem Landesherrn zu überreichen.

(M.K., S. 31)

¹¹⁷ Vgl. Herminio Schmid: Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip. Stuttgart: Paul Haupt Berne 1978, S. 118.

¹¹⁸ Ebd.

Kohlhass lässt sich von ihr überreden, und das erweist sich als schwerer Fehler. Im Gegensatz zu Kittlers Idee, dass Frauen als passive Berater und Vermittler für ihre Männer agieren, greift Lisbeth aktiv ein. Sie möchte die Bittschrift ihres Mannes, in dem er Gerechtigkeit für seine Pferde und seinen Knecht fordert selbst überbringen. Dieses Unternehmen muss sie mit ihrem Leben bezahlen. Denn als sie vor dem Landherrn steht und ihm die Bittschrift überbringen möchte, wird sie von einer eifrigen Wache mit einem Lanzenhieb niedergestreckt.

4.1.3. Die Gläubige

An ihrem Sterbebett nimmt Lisbeth einem Geistlichen die Bibel aus der Hand und

zeigte dem Kohlhaas, der an ihrem Bette saß, mit dem Zeigefinger den Vers: „Vergib deinen Feinden; tue wohl auch denen, die dich hassen.“ – Sie drückte ihm dabei mit einem überaus seelenvollen Blick die Hand, und starb. – Kohlhaas dachte: „so möge mir Gott nie vergeben, wie ich dem Junker vergebe!“ (M.K., S. 33)

In Punkt 2.2.2. habe ich bereits von drei in den Erzählungen Kleists immerwiederkehrenden Grundmotiven - der Liebe, der Gerechtigkeit und der göttlichen Instanz – gesprochen. Wie aus diesem Primärtextzitat deutlich hervorgeht, beruft sich Lisbeth auf die Worte der Bibel. Sie möchte im Diesseits (Wird hier deswegen erwähnt, da Lisbeth nach ihrem Tod noch einmal in Form von einer Zigeunerin erscheint, die Kohlhaas einen Zettel zukommen lässt, auf dem die Zukunft des Landes des sächsischen Kurfürsten vorausgesagt wird.) zum letzten Mal als Vermittlerin agieren und das Leben ihres Mannes und ihrer Kinder und den Erhalt von Gerechtigkeit in Gottes Hände legen. So geschieht es beispielsweise auch im *Zweikampf*, in dem sich die Frauen darauf verlassen, dass Gott über den Ausgang des Zweikampfes zwischen Jakob und Friedrich, Schuld oder Unschuld von Littegarde beweisen werde.

Doch Kohlhaas kann sich nicht auf Gott verlassen. Sein Drang seine Frau, den Knecht und die Pferde zu rächen ist zu groß. Dennoch kann sich Kohlhaas am Ende mit Gott versöhnen, denn vor seiner Hinrichtung widerfährt ihm noch die Genugtuung, *die Wohltat der heiligen Kommunion zu empfangen.* (M.K., S. 111)

4.1.4. Die Fürstliche

Dirk Grathoff spricht in seinem Aufsatz über *Michael Kohlhaas* davon, dass Pferde, Knechte und Ehefrauen für bestimmte gesellschaftliche Sichtweisen in der Zeit um 1800 nicht mehr als Objekte waren.¹¹⁹ Kohlhaas hingegen nimmt sowohl seine Pferde, sowie seinen Knecht und seine Ehefrau als Subjekte wahr, die „durch physikalische Gewalt zu Objekten degradiert werden.“¹²⁰ Dieser Vorgang lässt auf Kleists Unmut gegenüber den Vorgangsweisen der Französischen Revolution schließen, in der den Menschen der Subjektstatus versprochen wurde, um letztendlich neuerdings Objekte zu produzieren. Im *Michael Kohlhaas* geht Kleist sogar so weit, dass er nicht nur den Subjektstatus von seinen Pferden, Hirse und Lisbeth herausstreicht, sondern sein Vorhaben meiner Meinung nach geradezu verdoppelt, indem er für seine Frau ein Begräbnis bestellte,

das weniger für sie, als für eine Fürstin angeordnet schien: ein eichener Sarg, stark mit Metall beschlagen, Kissen von Seide, mit goldnen und silbernen Troddeln, und ein Grab von acht Ellen Tiefe, mit Felsteinen gefüttert und Kalk. (M.K., S. 33)

Dieser Absatz zeugt von einem Ausmaß an Verehrung seiner Gattin, welches wohl in einer Zeit, in der Frauen in manchen Kreisen nicht mehr als Objekte darstellen, unüblich war. Man kann also annehmen, dass Kleist hier übliche Sichtweisen gegenüber Frauen und Menschen aus unterprivilegierten Schichten (in diesem Fall Hirse) kritisieren möchte.

Ein zweiter Punkt, den Kleist hier möglicherweise angreift, wie es auch Grathoff erwähnt, ist die Täter-Opfer-Problematik, die um 1800 einseitig behaftet war.¹²¹ Denn die Herrschenden, im *Michael Kohlhaas* die Tronkas und die beiden Kurfürsten, sind bloß die Täter, deren Opfer aus unterprivilegierten Schichten stammen. Grathoff

¹¹⁹ Vgl. Dirk Grathoff: *Michael Kohlhaas*. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists., S. 62.

¹²⁰ Ebda.

¹²¹ Vgl. ebda.

vermutet, dass „Kohlhaas mit seinen Rachefeldzügen an diesen Verhältnissen etwas ändern möchte.“¹²² Und diese Rachefeldzüge beginnen, nachdem Kohlhaas seine Frau fürstlich begraben hat:

Sobald der Hügel geworfen, das Kreuz darauf gepflanzt, und die Gäste, die die Leiche bestattet hatten, entlassen waren, warf er sich noch einmal vor ihrem, nun verödeten Bette nieder, und übernahm sodann das Geschäft der Rache. (M.K., S. 33)

Auf den ersten Blick könnte man die Rachegefühle von Kohlhaas nur darauf zurückführen, dass er seine Frau und das Unrecht an Hirse und den Pferden rächen will. Betrachtet man aber Grathoffs Gedanken, dass Kleist an der einseitigen Täter-Opfer-Situation etwas ändern wollte, so erscheint es mir als sehr wahrscheinlich, dass Kleist durch seine Darstellung des rachegeierigen Kohlhaas folgendes ausdrücken wollte: Nicht nur Herrscher können zu Tätern werden, sondern auch normale Bürger. Herrscher sollten daher auch von durchschnittlichen Bürgern angegriffen werden können. Dann nämlich, wenn sie diese ungerecht behandeln.

Durch das Bestellen eines fürstlichen Begräbnisses für seine verstorbene Frau, stellt sich der einfache Rosshändler auf die gleiche Stufe mit einem Herrn aus einer adeligen Familie und fühlt sich so für den Kampf gegen die Obrigkeit bestärkt. Das Begräbnis steht also sozusagen als Metapher für ein Sprungbrett von Kohlhaas, das ihm dabei hilft, im Namen der Gerechtigkeit selbst zum Täter zu werden und die Tronkas und die beiden Kurfürsten zu Opfern zu machen.

4.1.5. Die wiedergeborene Zigeunerin

Lisbeth erscheint nach ihrem Tod in Form einer Zigeunerin, die den Leuten aus der Hand liest. Kohlhaas wird gerade auf Verlangen des Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin überstellt, wo ihm ein fairer Prozess gemacht werden sollte. Dort steckt sie ihm eine Bleikapsel zu, die ihm Macht über den verhassten sächsischen Kurfürsten verleiht. Auf dem Zettelchen soll nämlich verzeichnet sein, wann und weshalb das Dresdner Geschlecht den Thron verlieren werde. Als Kohlhaas die

¹²² Ebd.

Zigeunerin aus der Nähe sieht, bemerkt er Ähnlichkeiten zu seiner verstorbenen Frau Lisbeth:

denn nicht nur, daß die Züge ihres Gesichtes, ihre Hände, auch in ihrem knöchernen Bau noch schön, und besonders der Gebrauch, den sie davon im Reden machte, ihn auf lebhafteste an sie erinnerten: auch ein Mal, womit seiner Frauen Hals bezeichnet war, bemerkte er an dem ihrigen . (M. K., S. 107.)

Kohlhaas erkennt seine Frau, die, da sie zu Lebzeiten ihrer Familie nicht helfen konnte, in Form einer Zigeunerin wiederkehrt und in dieser Rolle neuerdings versucht, ihre Familie zu retten. Sie kann zwar den Tod ihres Manne nicht verhindern, wohl aber seinen Stolzverlust. Denn bevor Kohlhaas geköpft wird, geschieht folgendes:

Kohlhaas löste sich, indem er mit einem plötzlichen, die Wache, die ihn umringte, befremdlichen Schritt, dicht vor ihn trat, die Kapsel von der Brust; er nahm den Zettel heraus, entsiegelte ihn, und überlas ihn: und das Auge unverwandt auf den Mann mit blauen und weißen Federbüschen gerichtet, der bereits süßen Hoffnungen Raum zu geben anfang, steckte er ihn in den Mund, und verschlang ihn. (M. K. , S. 114)

Dadurch erfährt also das Dresdner Geschlecht nichts über sein Zukunft und Kohlhaas und das Verschlucken des Zettels bringt ihm den Triumph der Rache noch im Tod.

In Bezug auf Lisbeth stellt sich nun die Frage, warum sie Kleist wiedererscheinen lässt? Im Bettelweib von Locarno ist der Grund für die nochmalige Erscheinung des Bettelweibes nach ihrem Tod eindeutig erkennbar, denn sie rächt sich für die nicht vorhandene Hilfsbereitschaft des Jägers:

Der Marchese, der, bei der Rückkehr von der Jagd, zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzustellen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen, und sich hinter dem Ofen zu verfügen. Die Frau [ging] hinter den Ofen, [wo sie] unter Stöhnen und Ächzen, niedersank und verschied. (B. v. L.,S. 221).

Das Bettelweib rächt sich später, dass ihr in ihrem schwachen Zustand nicht geholfen wurde und sie in Folge dessen starb.

Doch Lisbeth ist freiwillig zum Kurfürsten gegangen und kannte das Risiko, welches die Übermittlung der Bittschrift mit sich brachte. Außerdem übernimmt ihr Mann in dieser Novelle sämtliche Rachegeschäfte. Man hat sich auch in der Literaturwissenschaft mit der Frage nach der Funktion der Zigeunerin gestellt. Bernhard Rieger sieht den Sinn ihrer Darstellung darin, dass als Zigeunerin ihre „feminin - sensib[le] und fromm[e]“¹²³ Geschlechterrolle, die sie im Diesseits vertreten hat, verlassen kann. Selbst jene Charakteristika wie Mut und Klugheit, die Kohlhaas ihr zuspricht, als sie sich entschließt, die Bittschrift zu überbringen, nützen ihr „in der Konfrontation mit der bösen Welt der Patriarchen nichts, denn der weibliche Rettungsversuch scheitert völlig“.¹²⁴ Rieger sieht in der Zigeunerin männliche Züge (Umgang mit Geld, alleiniges Aufhalten in Gesellschaft, Macht durch Weissagungen), die ihr nun bei der Rettung der Ehre ihrer Familie dienlich sind.¹²⁵

Meiner Meinung nach bringt Zimmermann eine plausiblere Erklärung für das Auftreten Lisbeths als Zigeunerin. Wie bereits in Punkt 4.1.3. war Lisbeth eine Angehörige der lutherischen Religion. Sie zeigt Kohlhaas an ihrem Sterbebett noch jene Stelle in der Bibel, in der steht, dass man seinen Feinden vergeben soll. Kohlhaas berücksichtigt Lisbeths Aufforderung jedoch überhaupt nicht. Er verhält sich, wie es Zimmermann nennt, „antik“.¹²⁶ Kohlhaas zeigt sich nämlich heroisch, kämpferisch und unversöhnlich. Kleist bringt die Zigeunerin am Ende der Erzählung. Laut Zimmermann ist das Ende der Erzählung sehr mühsam, da Kleist das Verhalten der christlichen Vergebung und Reue und die Haltung der Rache und des Sieges unter einen Hut bringen möchte.¹²⁷

Lisbeth trägt beide Haltungen in sich. Sie birgt den Hinweis auf die anhaltende Liebe seiner christlichen Frau und die Möglichkeit von Rache und Sieg in sich.

¹²³Bernhard Rieger: Geschlechterrollen und Familienstrukturen in den Erzählungen Heinrich von Kleists. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang 1985. (= Europ. Hochschulschriften.1. Deutsche Sprache und Literatur. 839.), S. 111.

¹²⁴ Ebda, S. 112.

¹²⁵ Vgl. ebda, S. 144ff.

¹²⁶ Hans Dieter Zimmermann: Kleist, die Liebe und der Tod. Frankfurt a. Main: Athenäum 1989, S. 289.

¹²⁷ Vgl. ebda.

4.2. Die Marquise von O...

Wie bereits in Punkt 2.1. erwähnt, wurde die Erzählung *Die Marquise von O...* bereits vor ihrem Erscheinen im zweiten Erzählband im Jahre 1808 in der Zeitschrift „Phöbus“ vorabgedruckt. Sie fand in dieser Zeit nicht selbstverständlich ihr Publikum, da sie, wie viele Texte Kleists ein „Skandalon für die Zeitgenossen“¹²⁸ darstellte. Neumann geht in seinem Aufsatz über die skandalösen Begebenheiten in der *Marquise von O...* noch weiter und meint, dass Kleists Texte sogar über die Jahrhunderte ein Skandalon geblieben sind.¹²⁹ Denn Kleist schafft es, die drei zentralen Probleme des beginnenden 19. Jahrhunderts in dieser Novelle zu verarbeiten, ohne ihn dabei zu überfordern. Er verknüpft die Themen Familie, Aggression und abblätternde Moralinstanzen so geschickt, dass er uns geradezu nebenbei eine spannende Geschichte über sexuelle Tabus, Liebe, Krieg und Gewalt erzählt.¹³⁰ Nach dieser klaren Analyse Neumanns ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass die *Marquise von O...*, heute eines der bekanntesten Werke Kleists ist, welches in der Literaturwissenschaft sehr großen Anklang findet und auch ein im Unterricht oft gelesenes Werk darstellt.¹³¹

Bevor in Punkt 4.3. Textstellen aus der *Marquise von O...* in ähnlicher Form wie in Punkt 4.1. beleuchtet werden, um die Frauenbilder von Tochter und Mutter in der *Marquise von O...* besser zu erkennen, möchte ich eine motivgeschichtliche Ergänzung machen. Denn so schockierend die Themen in der Erzählung Kleists für sein Publikum auch waren, so muss dennoch ergänzend bemerkt werden, dass einige der Motive aus der *Marquise von O...* um 1800 bereits im Umlauf waren.

¹²⁸ Gerhard Neumann: Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* und in Cervantes`Novelle *La fuerza de la sangre*. In: Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall. Hrsg. v. Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994. (= Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae.20.), S. 149.

¹²⁹ Vgl. ebda, S. 149.

¹³⁰ Vgl. ebda, S. 150f.

¹³¹ Vgl. Reiner Poppe: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze, S. 49.

4.2.1. Motiv: Die unwissentliche Empfängnis einer Frau

Das einzelne Motiv der „unwissentlichen Empfängnis“¹³², wie Sabine Doering die Schwängerung der Marquise nennt, findet man in einigen Erzählungen. Die älteste ist wohl die Jesus-Legende, die bekanntlich davon erzählt, dass Maria durch Gottes Wille schwanger wird und Jesus als Jungfrau zur Welt bringt. Um 1600 schreibt Hans Kirchdorf eine Erzählung mit dem Titel *Einer beschlefft ein magd.* Ein junges Mädchen wird in dieser Erzählung im Schlaf geschwängert. Ungefähr um die gleiche Zeit schreibt Cervantes eine Novelle mit dem Titel *Von der Macht des Blutes* (1613), in der Leocisia wie die Marquise vor Schreck in Ohnmacht fällt und in diesem Zustand ihrer Jungfräulichkeit beraubt wird.¹³³

Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert erscheinen zwei deutsche Erzählungen, die man als Vorläufer der Kleistschen Novelle *Die Marquise von O...* bezeichnen könnte.¹³⁴ Die eine Erzählung erscheint im April 1798 im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks* mit dem Titel *Gerettete Unschuld*. Der Verfasser der Erzählung ist unbekannt. Diese Erzählung gleicht der *Marquise von O...* nicht nur in der Tatsache, dass eine Frau unwissentlich schwanger wird, sondern auch darin, dass das betroffene Mädchen aus dem Elternhaus verstoßen wird.

4.2.2. Motiv: Die Verstoßung aus dem Elternhaus

In der *Geretteten Unschuld* geht es nämlich um ein Mädchen, das tot geglaubt in einem Gastzimmer eines Wirtshauses liegt. Ein Gast findet dieses Mädchen und vergeht sich an ihr. Als das Mädchen am nächsten Tag zu Gabe getragen werden sollte, erwacht sie und wird wieder gesund. Als sie ihre Schwangerschaft bemerkt und ihrem Vater von dieser Begebenheit erzählt, verweist dieser sie aus dem Haus. Ein Kaufmann, der Vater des Kindes, erfährt die Geschichte der Tochter vom Wirten

¹³² Doering, Sabine: Heinrich von Kleist. *Die Marquise von O...*, S. 38.

¹³³ Vgl. Sabine Doering: Heinrich von Kleist. *Die Marquise von O...*, S. 38.

¹³⁴ Die Inhalte der beiden Erzählungen werden von Sabine Doerings Nacherzählungen, S. 39f. übernommen.

und macht sich auf die Suche nach seinem Kind. Schließlich findet er die Frau und das Kind in einer benachbarten Stadt, gesteht ihr seine Schuld und heiratet sie.

4.2.3. Motiv: Das Vergehen an einem Mädchen in Kriegszeiten

Die zweite Erzählung bezieht sich wie Kleists Novelle auf Geschehnisse in den Revolutionskriegen der Zeit. Diese Geschichte handelt von Karoline von Ludecus mit dem Titel *Amalie. Eine Begebenheit aus dem französischen Revolutionskriege* wird 1805 in der Zeitschrift *Erholungen* veröffentlicht. Wie in Kleists *Marquise von O...* vergeht sich ein französischer Soldat während des Krieges an einem Mädchen.

Amalie führt mit ihrem Sohn ein zurückgezogenes Leben. Sie wohnt bei einer alten Witwe, die einen verwundeten französischen Soldaten pflegt.

Amalie verliebt sich in den Soldaten, der ihr nach seiner Genesung einen Heiratsantrag macht, den sie zurückweist. Den Soldaten stört das Kind von Amalie nicht, da er sich selbst einmal an einem jungen Mädchen vergangen hat. Dies geschah während des Krieges bei der Einnahme einer fremden Stadt. Mithilfe eines Ringes des Mädchens hat er damals versucht das Mädchen zu finden, was ihm nicht gelang. Amalie erkennt sich selbst, als der Soldat diese Begebenheiten erzählt. Es handelt sich um ihren Ring. Die Dinge klären sich nun rasch auf und die beiden heiraten einige Zeit später.

Die eben vorgestellten Erzählungen machen deutlich, dass Kleist die Hauptmotive der Novelle *Die Marquise von O...* nicht neu erfunden hat, sondern bereits bekannte Motive aufgegriffen hat. Die unbewusste Empfängnis einer Frau ist eine bekanntes Motiv, das auch Cervantes in der *Macht des Blutes* aufgreift. Die Verstoßung aus dem elterlichen Haus finden wir in der *Geretteten Unschuld*, und das Vergehen von Soldaten an einem Mädchen in der Zeit der Revolutionskriege taucht auch in *Amalie* von Karoline von Ludecus auf.

4.2.4. Motiv: Die Suche nach dem Vater

Bis jetzt wurde nur ein Hauptmotiv aus der Novelle *Die Marquise von O...* zu wenig beachtet, nämlich die unübliche Vatersuche. Ein ähnliches Motiv ist in einer Anekdote von Montaigne aus dem Jahr 1588 zu finden.¹³⁵ In dieser geht es um folgendes:

Eine Bauersfrau und Witwe wird schwanger und weiß nicht, wie es zu diesem Ereignis kam. Sie entschließt sich daher, von der Kanzel ihrer oft besuchten Kirche ablesen zu lassen, dass sich der Vater des Kindes melden solle, damit sie ihn, wenn er dazu bereit wäre, heiraten könnte. Ein junger Ackerknecht gesteht ihr einige Zeit später, dass er ihr im Zustande der Trunkenheit nicht widerstehen konnte. „Sie leben noch miteinander verheiratet“.¹³⁶

4.3. Frauenbilder in der *Marquise von O...*

Auch in der Novelle von Kleist versucht die Marquise den Vater ihres Kindes mit Hilfe einer öffentlichen Meldung ausfindig zu machen. Sie beschreibt ihr Problem in einer Anzeige, die sie in der Zeitung veröffentlichen lässt.

4.3.1. Die Rücksichtsvolle oder die Unmögliche?

Die Novelle *Die Marquise von O...* beginnt mit einer aufrüttelnden Meldung in einer Zeitung, in der die Protagonistin verkünden lässt, dass sie den Vater zu ihrem Kind nicht kennt und sie diesen auf diesem Wege sucht:

In M..., einer bedeuteten Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlgezogenen Kindern, durch die Zeitung bekannt machen:

¹³⁵ Vgl. Michel de Montaigne: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Otto Flanke und Wilhelm Weingand. Bd.3.: Essays, Buch 2, Kap. 1-12. München/Berlin: Müller 1915, S. 17f. zit.n. Sabine Doering: Heinrich von Kleist. *Die Marquise von O...*, S. 37.

¹³⁶ Ebd.

daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und daß sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten. (M. v. O..., S. 117)

In der Tat eine aufrüttelnde Meldung, mit deren Erscheinen in dieser Zeit wohl niemand rechnen würde. Kleist lässt den Leser auch bei der Vorstellung der Marquise im Ungewissen, da er sie einerseits als *Dame von vortrefflichen Ruf* bezeichnet, die selbe Dame im gleichen Atemzug jedoch auch ungewollt schwanger geworden ist, was vorerst die vortreffliche Verhaltensweise der Marquise sehr in Frage stellt. Ähnlich schwer hat es der Leser bei der Darstellung des Michael Kohlhaas, den Kleist gleich zu Beginn als einen *der rechtschaffendsten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit* (M.K., S. 9) vorstellt. Mit dem sich durchziehenden Prinzip der Doppeldeutigkeit in Kleists Novellen haben sich schon viele Literaturwissenschaftler auseinandergesetzt. Walter Müller-Seidel hat sogar ein Buch mit dem Titel „Versehen und Erkennen“ geschrieben, in dem er dieses Phänomen ausführlich interpretiert.¹³⁷ Ein Aufsatz von Klaus Müller-Salget ist mir jedoch in Bezug auf Kleists Doppeldeutigkeit in sehr positiver Erinnerung, da er davon ausgeht, dass sich der Leser nicht gezwungenermaßen, wie es einige Literaturwissenschaftler gerne sehen würden, für einen eher positiven oder großteils negativen Charakter der dargestellten Person entscheiden müssen:

„Stets geht es um den unaufgelösten (und unauflösbaren Rest) Rest, und deshalb liegt auch die Wahrheit nicht etwa „in der Mitte“, sondern „die Wahrheit“ gibt es überhaupt nicht, die Wirklichkeit manifestiert sich als das Zugleich des Widersprüchlichen. Die Verkennung dieses Erzählprinzips ist der Grund dafür, daß Kleists Novellen auch heute noch die entgegengesetzten Deutungen hervorrufen.“¹³⁸

Diese Bemerkung von Klaus Müller-Salget erscheint mir in Bezug auf Kleist sehr passend, da er wie (oder gerade durch) Kant, wie bereits in Punkt 1.5.2. angesprochen, an jeder eindeutigen Erkenntnis und Wahrheit zweifelte. Diese Einstellung Kleists, die sich wie ein roter Faden durch seine Novellen zieht, ist

¹³⁷ Vgl. Müller-Seidel, Walter: Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist. Köln: Böhlau 1961

¹³⁸ Klaus Müller-Salget: Das Prinzip der Doppeldeutigkeit in Kleists Erzählungen. In: Kleists Aktualität, S. 174.

wahrscheinlich der Grund dafür, dass er seine Protagonisten nicht eindeutig positiv oder negativ besetzt, sondern ihnen mehrere Charakterzüge, die einander durchaus widersprechen können, gibt. So tut er es auch in der eben zitierten Textstelle am Beginn der Novelle *Die Marquise von O...*, indem er dem Leser gleich zu Beginn der Novelle eine Dame von *vortrefflichem Ruf* in Kombination mit dem „Skandalon“ (nach Gerhard Neumann, wie in Punkt 4.2. beschrieben) der unwissentlichen Empfängnis vorstellt. Ein weiterer scheinbarer Widerspruch besteht darin, dass die Marquise einerseits aus *Familienrücksichten* bereit wäre, den Vater ihres Kindes zu heiraten, sie sich jedoch ihrer Familie gegenüber nicht sehr rücksichtsvoll verhält, wenn sie ihr Problem öffentlich in einer Zeitung kundtut und damit den Ruf ihrer Familie gefährdet.

Ein weiteres Phänomen des Widerspruchs in diesem Absatz, welches zu Nachdenken anregt ist die Tatsache, dass die Marquise ihr Problem öffentlich kundtut, was wohl in der Zeit um 1800 nicht gerade üblich war und auch heute noch für große Verwunderung sorgen würde. Der Erzähler verheimlicht jedoch die Namen der Schauplätze der jeweiligen Begebenheiten und die Namen seiner Figuren. Damit verhält sich der auktoriale Erzähler offensichtlich rücksichtsvoller als seine eigens dargestellten Figuren, da, wie Grathoff erläutert, der Skandal so groß ist, „daß die Namen der Familien verschwiegen werden müssen.“¹³⁹

4.3.2. Die empfangende Ohnmächtige

Die Marquise von O... wird vom Grafen F... vor einer Vergewaltigung durch russische Soldaten bewahrt. Vorerst weiß man als Leser nicht, dass sich der Graf kurz darauf selbst an der Marquise vergeht. Erzählt wird nämlich folgendes:

„Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stieß noch dem letzten Viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, daß er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot dann der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede den Arm, und führte sie, die von allen

¹³⁹ Gerhard Neumann: Die Zeichen der Marquise. In: In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists, S. 86.

solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von den Flammen noch nicht ergriffenen, Flügel des Palastes, wo sie auch völlig bewußtlos niedersank.

*Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, daß sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück.*¹⁴⁰ (M.v. O..., S. 119)

Schon zu Beginn der Novelle wird der Leser mit Informationen überschüttet¹⁴¹, deren Gesamtinhalt er erst im Laufe der Erzählung erfassen kann. In einer Rückblende erfährt er schließlich, wie die Marquise überhaupt auf die Idee kommt, ihre Suche nach dem Vater ihres Kindes durch eine Zeitungsmeldung zu beginnen.

Doch auch in manchen Teilen dieser Rückblende kann der Leser vorerst nicht die volle Bedeutung der gegebenen Informationen erfassen. Im eben zitierten Absatz etwa wird der Leser mit dem Begriff des „Engels“, mit einer bewussten Marquise und einer Lücke im Text (*Hier – traf er,...*) konfrontiert.

4.3.2.1. Engel und Teufel

Der Begriff des Engels kann erst dann Bedeutung erlangen, wenn man bei den letzten Sätzen der Novelle angelangt ist:

[...]und da der Graf seine Frau einst fragte, warum sie, an jenem fürchterlichen Dritten, da sie auf jeden Lasterhaften gefaßt schien, vor ihm, gleich einem Teufel, geflohen wäre, antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel: er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre. (M.v.O..., S. 161)

Doch der Graf trägt sowohl Züge eines Engels, als auch jene eines Teufels in sich. Denn er rettet die Marquise zwar vor russischen Soldaten, vergewaltigt sie jedoch danach, um sich dann wieder rechtschaffen zu verhalten, indem er sie heiraten möchte und die Vaterschaft zum gemeinsamen Kind nicht leugnet. Müller-Seidel bemerkt in diesem Zusammenhang: „Die Marquise versieht sich in der Wirklichkeit

¹⁴⁰ An dieser Stelle möchte ich bemerken, dass in den Primärtextzitat und den wörtlichen Zitaten aus der Sekundärliteratur die alte Rechtschreibung beibehalten wird.

¹⁴¹ Siehe hierzu Primärtextzitat in Punkt 3.2.1.

des Menschen, den sie zum Teufel macht, weil sie den Engel meinte – mit welchem Recht stehe dahin.“¹⁴²

An dieser Stelle möchte ich mir nicht die Frage des Rechts oder Unrechts der Marquise stellen, sondern nach der Funktion dieser Szene für die Novelle fragen. Denn ich glaube, dass das Verkennen des Vaters die Novelle erst wachsen lässt und einen wesentlichen Stützpunkt für die Spannungslinie darstellt. Würde die Marquise den Vater gleich kennen, würde sie nicht aus dem Haus verwiesen. Sie müsste auch nicht allein für ihre Kinder sorgen (Hier zeichnen sich erste Tendenzen zur Alleinerziehenden Mutter ab) und auch die Meldung in der Zeitung wäre überflüssig. Die Marquise muss sich also im Vater ihres Kindes lange versehen, um das „Skandalon“¹⁴³ leben zu lassen.

4.3.2.2. Die Bewusstlose

Lisbeth im *Michael Kohlhaas* ist entsetzt, als sie erfährt, dass ihr Mann sie nach Schwärin schicken möchte, um in aller Ruhe seine Suche nach Gerechtigkeit beginnen zu können. Bei der Marquise wird Kleist in einer Situation, die aus der Norm fällt noch deutlicher: Er lässt sie in Ohnmacht fallen. Földényi, der in seinem Buch „Im Netz der Wörter“¹⁴⁴ sämtliche Begriffe und Ereignisse in Kleists Werk erläutert, schreibt zur Ohnmacht der Figuren folgendes: „Ihre Ohnmacht: ein Erwachen. Sie scheinen angesichts der Gebrechlichkeit der Welt erschüttert zu sein (sie fallen in Ohnmacht); doch in Wirklichkeit beginnen sie erst dadurch, sich abzuhärten. Die Ohnmacht (das Niedersinken, das Zu-Boden-Fallen) ist auch ein Zeichen von Erstarkung (Erhebung). Die „Bewußtwerdung“ erfolgt durch den Verlust des Bewußtseins. Diejenigen, die in Ohnmacht fallen, haben ein bemerkenswert gut funktionierendes unbewußtes Ich.“¹⁴⁵

¹⁴² Walter Müller-Seidel: Versehen und Erkennen, S. 127.

¹⁴³ Siehe Punkt 4.2. und Fußnote 123.

¹⁴⁴ Vgl. Lázló F. Földényi: Heinrich von Kleist. Im Netz der Wörter. Aus d. Ungarischen übers. v. Akos Doma. München: Mathes & Seitz 1999.

¹⁴⁵ Vgl. Lázló F. Földényi: Heinrich von Kleist. Im Netz der Wörter, S. 308.

Földényis Beschreibung trifft auf die Ohnmacht der Marquise fast zur Gänze zu. Sie ist durch den plötzlichen Einfall der Russen und aufgrund der Bedrohung durch die Soldaten sicherlich erschüttert. Auch trifft Földényi mit der Erwähnung des ausgeprägten Ich der in Ohnmacht fallenden Personen eine der Kerncharaktereigenschaften der Marquise (Auf dieses wird im Zuge der Verstoßung aus dem Elternhaus noch näher eingegangen). In einem Punkt stimmt jedoch seine Beschreibung nicht mit den Charaktereigenschaften der Marquise überein. Die Bewusstwerdung erfolgt nicht durch den Verlust des Bewusstseins, denn sie verkennt den Vater ihres Kindes bekanntlich sehr lange.

4.3.2.3. Die Geschwängerte

Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen. (M. v. O..., S. 119)

„Vinken und Haverkamp nehmen zu diesem Gedankenstrich Stellung: „Der Strich begleitet eine Darstellung, die ohne ihn auskäme, die durch die Markierung der Stelle aber nachträglich überflutet wird von Sinn, der im Fortgang des Erzählens sich aufdrängt.“¹⁴⁶ Bei Földényi wird dieser Gedankenstrich gar als „berühmtester Gedankenstrich“ und nach Gottfried Benn auch als „gewaltigster“ in der Literaturgeschichte bezeichnet.¹⁴⁷

Dies ist nicht weiter verwunderlich, da sich hinter diesem Gedankenstrich die Schlüsselstelle der gelungenen und berühmten Novelle verbirgt. Hier wird die Marquise geschwängert. Hier wird der Graf vom Engel zum lüsternen Mann, und hier wird unaussprechliches erzählt.

Interessant ist an dieser Stelle auch die Analyse Földényis, der bemerkt, dass auch der Text „in Ohnmacht“¹⁴⁸ fällt, da nicht erkennbar ist, ob der Erzähler von außen auf die Tat des Grafen blickt (Außensicht), oder von innen die Bewusstlosigkeit der Marquise mit einer Leerstelle nachzeichnen möchte (Innensicht). „Es läßt sich nicht

¹⁴⁶ Barbara Vinken und Anselm Haverkamp: Die zurechtgelegte Frau: Gottesbegehren und transzendente Familie in Kleists *Marquise von O...*. In: Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall. Hrsg. v. Gerhard Neumann. Freiburg: Rombach 1994. (= Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae. 20), S. 131.

¹⁴⁷ Lázló F. Földényi: Heinrich von Kleist. Im Netz der Wörter, S.154.

sagen, ob der Erzähler (aus Schamgefühl) zu dieser Lösung greift, oder ob umgekehrt der Gedankenstrich die Bewusstseinslücke der Marquise von O... markiert – woraus folgte, daß wir die Ereignisse durch ihre Augen sehen (oder in diesem Fall: nicht sehen).“¹⁴⁹

Mir erscheint sowohl die Variante der Setzung des Gedankenstriches als Markierung der Bewusstseinslücke der Marquise, als auch die Setzung als Beschreibung der Vergewaltigung als wahrscheinlich. Für die Variante der Bewusstseinslücke spricht die Tatsache, dass die Marquise zum Zeitpunkt der Vergewaltigung tatsächlich bewusstlos war und in diesem Zustand keine Gedanken bezüglich des Geschehens fassen konnte. Dennoch sympathisiere ich mit der Möglichkeit sehr, dass Kleist den Gedankenstrich nur auf die Tat des Grafen bezieht. Schließlich wird der Graf F... in Verbindung mit dem Gedankenstrich erwähnt: *Hier – traf er* [...]. (M. v. O..., S. 119). Die Szene der Vergewaltigung wird in der Literaturwissenschaft immer wieder als Spiegelbild der Versöhnungsszenen mit dem Vater gesehen. Denn Kleist beschreibt die Vergewaltigung gar nicht und die Versöhnungsszene zwischen Vater und Tochter sehr ausführlich (siehe Punkt 4.3.6.2.). Die Tatsache, dass Kleist die Vergewaltigung nicht mit Worten beschreibt, führe ich unter anderem darauf zurück, dass es den Begriff „Vergewaltigung“ um 1800 nicht gegeben hat. Man sprach in dieser Zeit lediglich von „Verführung“.¹⁵⁰ Kleist hätte also Intimitäten schildern müssen, die seine Zeitgenossen vermutlich zu sehr schockiert hätten (beispielsweise „hier zwang der Graf die Marquise zur sexuellen Verbindung“).

4.3.3. Die starke Verstoßene

In Punkt 4.2.2. habe ich die Erzählung *Gerettete Unschuld*, die wie die *Marquise von O...* um 1800 geschrieben worden ist, vorgestellt. Ähnlich wie die Marquise, wird auch dieses Mädchen, welches unwissentlich schwanger wurde, vom Vater aus dem

¹⁴⁸ Lázló F. Földényi: Heinrich von Kleist. Im Netz der Wörter, S.156.

¹⁴⁹ Ebda.

¹⁵⁰ Erläuterungen dazu auch in Punkt 4.3.6.2. und in Fußnote 166.

Elternhaus verwiesen. Der Vater des Kindes erfährt davon und macht sich auf die Suche nach Frau und Kind. Später heiraten die Eltern des Kindes. Auch in der *Marquise von O...* verhält es sich ähnlich. Sobald die Marquise sich ihrer Umstände sicher ist, verweist sie der Vater aus dem Haus. Der Graf F... versucht sie noch vor der Geburt des Kindes zu heiraten, kann das Schicksal der Marquise jedoch vorerst nicht aufhalten.

Die Marquise hat keine andere Wahl, als das Haus der Eltern zu verlassen. Zuerst ist sie völlig verzweifelt und dem Wahnsinn nahe, doch zum Zeitpunkt der Abreise nach V... findet sie zu sich selbst zurück. Sie ignoriert die Forderung des Vaters ihre Kinder zurückzulassen und zeigt durch das Wissen um ihre Unschuld große Stärke. Hier zeigt sich das von Földényi erwähnte „bemerkenswert gut funktionierende unbewußte Ich“¹⁵¹ der Marquise.

[...] als der Forstmeister eintrat, und auf Befehl des Kommandanten die Zurücklassung und Überlieferung der Kinder von ihr forderte. Dieser Kinder? fragte sie; und stand auf. Sag deinem unmenschlichen Vater, daß er kommen, und mich niederschließen, nicht aber meine Kinder entreißen könne! Und hob, mit dem ganzen Stolz der Unschuld gerüstet, ihre Kinder auf, trug sie ohne daß der Bruder gewagt hätte, sie anzuhalten, in den Wagen, und fuhr ab. Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor. (M. v. O..., S. 141)

An dieser Stelle sehen wir eine selbstbewußte Marquise, die sämtliche Höflichkeitsregeln bei Seite legt und ihr Schicksal gänzlich selbst in die Hand nimmt. ähnlich wie Földényi spricht auch Ernst von Reusner von der „rettenden Kraft des Ichs“, die hier „Gegenstand der Darstellung“ wird.¹⁵² Die Marquise hält sich also nicht an die Anweisungen des Vaters, zeigt eigene Willenskraft und lernt dadurch eine andere Seite ihres Ichs kennen. Kleist erwähnt dies auch ausdrücklich, indem er schreibt, dass die Marquise sich durch die *Anstrengung mit sich selbst bekannt* macht. Sie kann sich durch das große Versehen der Eltern selbst erkennen und sieht, dass sie aus eigener Kraft - ohne Anweisungen des Vaters - handeln kann. Müller-Seidel

¹⁵¹ Siehe Fußnote 139.

¹⁵² Ernst von Reusner: Satz. Gestalt. Schicksal. Untersuchungen über die Struktur der Dichtung Kleists. Berlin: de Gruyter 1961. (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker.6.), S. 99.

meint dazu in seinem Buch *Versehen und Erkennen*: „Deformationen des Menschen in einer befremdlichen und oft auch bestürzend-entsetzlichen Weise stellt Kleist in den Mittelpunkt seiner Dichtkunst.“¹⁵³ Im gleichen Kapitel bemerkt er: „Im Wissen und Erkennen der wahren Natur des Menschen weiten sich die Bilder, Szenen und Vorgänge zu einer umfassenden Selbsterkenntnis aus.“¹⁵⁴

Sichtlich aus der Rolle gerät die Marquise, als der Vater ihr die Kinder wegnehmen möchte. Kleist unterstreicht diesen Rollenwechsel auch mit der rauhen Wortwahl der Marquise. Sie spricht nämlich von einem *unmenschlichen Vater*, der sie lieber *niederschießen* solle, bevor er ihr die Kinder *entreiße*. Das sind Ausdrücke, die man von einer Dame *von vortrefflichem Ruf* (M. v. O..., S. 117) nicht erwarten würde.

Die zuerst noch so unsichere, verzweifelte, dem Wahnsinn nahestehende Marquise verwandelt sich durch das wirkliche Erkennen ihrer Unschuld zu einer starken Persönlichkeit, deren Wille ernst genommen wird. Denkt man an das im dritten Kapitel beschriebene Frauenbild um 1800, so erscheint die Marquise an dieser Stelle als Frau, deren selbstbewusstes und starkes Verhalten auf die Frauensituation der Zukunft verweist. Denn sie entschließt sich, ihre Kinder alleine zu erziehen und sie dem damals üblichen Familienleben in patriarchalischer Ordnung zu entziehen. Kleist zeichnet hier also erste Emanzipationsschritte einer adeligen Frau zur alleinerziehenden Mutter.

4.3.4. Ein Blick auf Fichte und Kant und auf den „überlegenen Mann“.

In Punkt 3.2. bin ich bereits auf den Stellenwert von Frauen in einer ehelichen Gemeinschaft eingegangen. An dieser Stelle möchte ich einige Ergänzungen zu diesem Thema machen, da darauf gründend einige Züge der Marquise und ihrer Mutter interpretiert werden.

¹⁵³ Walter Müller-Seidel: *Versehen und Erkennen*, S. 223.

Fichtes Rechtsdenken über die Ehe, die er in seiner 1796 erschienenen Schrift „Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaft“¹⁵⁵ veröffentlichte, war Kleist mit Sicherheit bekannt. Das bestätigen auch namhafte Kleistforscher wie Wolf Kittler und Gerhard Neumann. Kittler bringt Auszüge aus der Schrift Fichtes:

4.3.4.1. Fichte: zur Liebe und dem Geschlechtstrieb

„Die besondere Bestimmung dieser Natureinrichtung [Fortpflanzung] ist die, dass bei der Befriedigung des Triebes oder Beförderung des Naturzweckes, was den eigentlichen Act der Zeugung anbelangt, das eine Geschlecht sich nur thätig, das andere sich nur leidend verhalte.“ (Fichte: Grundlagen des Naturrechts, § 2)

Die Liebe bezeichnet Fichte als „die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt[...]. nur dem Weibe ist die liebe, der edelste der Naturtriebe angeboren; nur durch sie kommt er unter die Menschen“. (Fichte: Grundlagen des Naturrechts, § 4)

Im Manne hingegen ist

„ursprünglich nicht Liebe, sondern Geschlechtstrieb; sie ist überhaupt in ihm kein ursprünglicher, sondern nur ein mitgeteilter, abgeleiteter erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe entwickelter Trieb.“ (Fichte: Grundlagen des Naturrechts § 4).

4.3.4.2. Fichte: zu öffentlichen Angelegenheiten

¹⁵⁴ Ebda, S. 224.

¹⁵⁵ Johann Gottlieb Fichte: Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre. Berlin 1796: Grundriß des Familienrechts, §1-38, S. 304ff. Zit. n. Wolf Kittler. Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 52. Der Quellennachweis, der von Kittler angeführten Zitate Fichtes, wird im Folgenden direkt im Lauftext angegeben.

Fichte spricht in Hinblick auf öffentliche Angelegenheiten davon, dass die Frau zwar nicht selbst stimmen kann, jedoch durch ihren Einfluß auf ihren Mann doch indirekt mitbestimmt:

„Die Weiber üben sonach ihr Stimmrecht über öffentliche Angelegenheiten wirklich aus; nur nicht unmittelbar durch sich selbst, weil sie dies nicht wollen können, ohne ihre weibliche Würde zu vergeben; sondern durch den billigen und in der Natur der ehelichen Verbindung gegründeten Einfluss, den sie auf ihre Männer haben. [...] Öffentliche Staatsämter können die Weiber nicht verwalten.“ (Fichte: Grundlagen des Naturrechts § 34).

4.3.4.3. Fichte: zur Bildung von Frauen

Da „die Weiber nicht für öffentliche Ämter bestimmt sind“, werden sie auch nicht „auf Schulen und Universitäten geschickt“. (Fichte: Grundlagen des Naturrechts § 38).

Die Begründung hierfür liegt wiederum in der Natur. Den laut Fichte hat der Geist von Mann und Frau

„von Natur einen ganz verschiedenen Charakter.[...] Der Mann bringt alles, was in ihm ist und für ihn ist, auf deutliche Begriffe, und findet es nur durch Raisonement[...]. Das Weib ist schon von Natur aus vernünftig. (Fichte: Grundlagen des Naturrechts § 38).

Kittler erläutert, wie diese Vernunft zu verstehen ist und findet die Erklärung bei Fichtes Deduction der Ehe:¹⁵⁶

„Das Weib sieht nicht weiter, und ihre Natur geht nicht weiter, als bis zur Liebe: sonach ist sie nur soweit.“ (Fichte: Grundlagen des Naturrechts § 4).

Neumann zitiert in einem Aufsatz über *Die Marquise von O...* Teile eines Brief an Wilhelmine von Zenge, aus dessen Inhalt ersichtlich wird, dass Kleist mit den Schriften Fichtes vertraut war:

¹⁵⁶ Vgl. Wolf Kittler. Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 55.

„[...] daß der Mann nicht bloß der Mann seiner Frau, sondern auch noch ein Bürger des Staates, die Frau hingegen nichts als die Frau ihres Mannes ist; daß der Mann nicht bloß Verpflichtungen gegen die Frau, sondern auch Verpflichtungen gegen sein Vaterland, die Frau hingegen keine anderen Verpflichtungen hat, als Verpflichtungen gegen ihren Mann. [...] und daß also das Glück des Mannes eigentlich der Hauptgegenstand des Bestrebens beider Eheleute ist.“¹⁵⁷

Daraus ergibt sich für Kleist auch, dass der Mann, wenn seine Frau stirbt mehr verliert, als eine Frau beim Verlust ihres Ehemannes:

„Die Frau verliert nichts als den Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit, und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens; das erste findet sie in den Gesetzen wieder, oder der Mann hat es ihr in Verwandten [...] hinterlassen. [...] Aber wie will die Frau dem Manne hinterlassen, was er bei ihrem Tode verliert? Er verliert [...] die Quelle alles Glückes [...], ihm fehlt alles, wenn ihm eine Frau fehlt und alles, was die Frau ihm hinterlassen kann, ist das wehmütige Andenken an ein ehemaliges Glück, das seinen Zustand noch um so trauriger macht.“¹⁵⁸

Neumann erwähnt in seinem Aufsatz bezüglich der Marquise, dass man sich aus diesem Brief auch die Ehe mit dem Grafen erklären könnte.¹⁵⁹ Schließlich war sie schon einmal verheiratet; der erste Gatte starb jedoch, als ihre gemeinsamen Kinder noch klein waren. Neumanns Gedanke ist verständlich, jedoch meiner Meinung nicht zu Ende gedacht, wenn man beobachtet, dass einige Charakterzüge der Marquise sowie ihrer Mutter dem Bild Fichtes nicht entsprechen, ja vielleicht bewußt gar nicht entsprechen sollten. Denn sowohl die Marquise, als auch die Obristin zeigen sich in Extremsituationen sehr stark (die Marquise beispielsweise bei der in Punkt 4.3.3.

¹⁵⁷ Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Band 2. Hrsg. v. Helmut Sembdner. Darmstadt 1962, S. 506. Zit. n. Gerhard Neumann: Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* [...].In: Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall, S. 153.

¹⁵⁸ Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe. Band 2., S. 507f. Zit. n. Gerhard Neumann: Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* [...], S. 155.

¹⁵⁹ Vgl. Gerhard Neumann: Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* [...].In: Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall, S. 154.

bereits erläuterten Abreise) und nehmen auf das patriarchalische Familienoberhaupt, welches der Obrist darzustellen versucht, keine Rücksicht. In Punkt 4.3.5. werde ich noch einmal darauf zurückkommen.

4.3.4.4. Kant: Geschlechter sind prinzipiell gleich.

Ein Jahr nach den Schriften Fichtes, im Jahre 1797, erscheint die „Metaphysik der Sitten“ von Kant. In Punkt 1.5.2. ist Kleists Beschäftigung mit Kant bereits angesprochen worden. Der Anzweiflung jeglicher Erkenntnis und somit der Wahrheit überhaupt hat Kleist bekanntlich in eine Sinnkrise gestürzt.

Im Folgenden geht es um Kants Sichtweise bezüglich der Rechte von Mann und Frau.

Er geht im Gegensatz zu Fichte von einer prinzipiellen Gleichheit der Geschlechter aus.¹⁶⁰ Dennoch meint er:

„Wenn daher die Frage ist: ob es auch der Gleichheit der Verheirateten als solcher Widerstreite, wenn das Gesetz von dem Manne im Verhältnis auf das Weib sagt: er soll dein Herr (er der befehlende, sie der gehorchende Teil) sein, so kann diese nicht der natürlichen Gleichheit des Menschenpaares widerstreitend angesehen werden, wenn dieser Herrschaft nur die natürliche Überlegenheit des Mannes [...] zum Grunde liegt.“¹⁶¹

Mit dieser „natürliche Überlegenheit des Mannes“ begründet Kant auch das Recht des Mannes, dem Haushalt vorzustehen und somit sämtliche Familienentscheidungen zu treffen.¹⁶²

4.3.4.5. Kant: Liebe und Sexualität

Anders als Fichte, unterscheidet Kant nicht zwischen Liebe und Geschlechtertrieb, sondern zwischen Körperkraft und Mut des Mannes und der Anmut der Frau. Auch

¹⁶⁰ Vgl. Wolf Kittler. die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 56.

¹⁶¹ Immanuel Kant: Die Metaphysik der Sitten.- 1797. In: Immanuel Kants Werke.-Berlin 1922, S. 81. Zit. n. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 56f.

¹⁶² Vgl. ebda.

hier wird die Überlegenheit des Mannes herausgestrichen, wenn auch nur im „unzivilisierten Zustande“.¹⁶³

„Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung ist das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend. [...] Denn in der Gleichheit der Ansprüche zweier, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbstlieb lauter Zank. Ein Teil muß im Fortgange der Kultur auf heterogene Art überlegen sein: der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Mut, das Weib dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern; dahingehend in noch unzivilisiertem Zustande die Überlegenheit bloß auf der Seite des Mannes ist.“¹⁶⁴

4.3.5. Die wahrheitssuchende Obristin

In Punkt 4.3.3. wurde die Stärke der Marquise, als sie aus dem Elternhaus verstoßen wird, aufgezeigt. Denkt man an die eben angeführten Schriften Fichtes und Kants, so kann man feststellen, dass die Marquise gegen das beschriebene Frauenbild der duldenden und dienenden Frau immer wieder verstößt. Zwar ist sie nicht Gattin, sondern Tochter, jedoch wäre es gemäß den Sitten um 1800 ihre Pflicht, wiederum einem Familienverband zu vertrauen, an dessen Spitze der Mann bestimmt. In Punkt 4.3.4.3. wird deutlich, dass die Frau im Fall vom Tode ihres Mannes Ersatz in einer anderen Familienform, der wiederum ein Mann vorsteht, findet. Im Fall der Marquise müßte also der Obrist das Familienoberhaupt seiner eigenen Familie, aber auch das der Familie der Marquise darstellen. Darauf ließe sich auch die Forderung begründen, dass sie ihre Kinder bei ihm zurücklassen möge. Das starke Auftreten der Marquise in dieser Situation wurde bereits besprochen. Doch auch die zweite Frau in der Familie, die der Entscheidungsgewalt des Obristen untersteht, stellt sich nun gegen ihn. Er möchte nämlich nicht, dass sie die Marquise auf dem Landsitz in V... aufsucht. Ähnlich wie die Marquise *sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt* stellt (M.v.O..., S. 141), zeigt sich auch die Obristin als eigenständige Frau.

¹⁶³ Immanuel Kant: Anthropologie - 1792. In: Kants Werke, S. 196. Zit. n. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 56.

Auf der Bitte, die Marquise aufsuchen zu dürfen, antwortet der Kommandant folgendes:

sie wisse, daß er mit ihr nichts zu schaffen haben wolle, und verbiete ihr, in irgend eine Gemeinschaft mit ihr zu treten.[...] Die Obristin, durch diesen hartnäckigen Eigensinn, der alle möglichkeiten der Aufklärung vernichtete, heimlich erbittert, beschloß ihren Plan jetzt, gegen seinen Willen auszuführen. Sie nahm einen von den Jägern des Kommandanten, und fuhr am nächstfolgenden Morgen, da ihr Gemahl noch im Bette lag, mit demselben nach V... hinaus. (M.v. O..., S. 149)

Die Obristin verschmäht nicht nur das Verbot ihres Mannes, sondern nimmt sogar einen Bediensteten des Obristen in Anspruch, um ihr Vorhaben auszuführen. Laut Fichte hat ja die Frau „keine anderen Verpflichtungen [...], als Verpflichtungen gegen ihren Mann.“¹⁶⁵ Die Obristin fühlt sich jedoch verpflichtet, die Wahrheit über die Schwangerschaft ihrer Tochter herauszufinden und stellt ihre Verpflichtungen, die sie gegenüber ihrem Gatten hat (Gehorsam), hinten an.

Nach der Tochter gerät also die väterliche Autorität nun auch durch das Verhalten der Mutter ins Wanken. In diesem Zusammenhang bemerkt Anthony Stephens in einem Aufsatz über Kleists Familienmodelle, daß die Fichtesche Begründung der Ungleichheit der Geschlechter sich vielleicht gerade deswegen so stark auf die Natur beruft, weil sie im späten 18. Jahrhundert immer wieder Abstriche machen mußte.¹⁶⁶

4.3.6. Die versöhnliche Marquise

Durch den Entschluss der Mutter, die Tochter auf die Probe zu stellen, kommt die Wahrheit ans Licht. Die Marquise ist unschuldig und die Mutter bittet sie um Verzeihung. Am nächsten Tag kehren Mutter und Tochter vom Landsitz in V... in das

¹⁶⁴ Ebda.

¹⁶⁵ Siehe Fußnote 150.

¹⁶⁶ Vgl. Anthony Stephens: Kleists Familienmodelle. In: A. S.: Kleist – Sprache und Gewalt: Mit einem Geleitwort von Walter Müller-Seidel. Freiburg: Rombach 1999. (= Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae. 64.), S. 85-102.

Kommandantenhaus zurück, wo die Mutter den Obristen von der Unschuld seiner Tochter überzeugt.

4.3.6.1. Die Versöhnung mit dem Vater

Die Versöhnungsszene wird von Kleist folgendermaßen geschildert:

[...] die Tochter still, mit zurückgebeugtem Nacken, die Augen fest geschlossen, in des Vaters Armen liegen; indessen dieser, auf dem Lehnstuhl sitzend, lange, heiße und lechzende Küsse, das große Auge voll glänzender Tränen, auf ihren Mund drückte: gerade wie ein Verliebter

Die Mutter fühlte sich wie eine Selige; [...] Sie lud und führte beide, die wie Brautleute gingen, zur Abendtafel, an welcher der Kommandant zwar sehr heiter war, aber noch von Zeit zu Zeit schluchzte, wenig aß und sprach, auf den Teller niedersah, und mit der Hand seiner Tochter spielte. (M.v.O..., S. 155f.)

Diese gefühlvolle, ausführliche Darstellung Kleists veranlasst natürlich zu einiger Diskussion. So beschreibt er die Situation, in der die Marquise geschwängert wird mit einem einzigen Gedankenstrich, wohingegen bei dieser Versöhnungsszene genau das Gegenteil macht. In der Sekundärliteratur wird diese Begebenheit sehr unterschiedlich interpretiert.

Heinz Politzer untersucht sie aus psychoanalytischer Sicht und meint, dass sowohl die Marquise als auch ihr Vater in dieser Szene ihr wirkliches Ich erkennen können. Er spricht außerdem von der Spiegelbildfunktion dieser Szene, für den in der Vergewaltigungsszene so reduziert gesetzten Gedankenstrich.¹⁶⁷ Von Inzest oder ödipaler Konstellation spricht er nicht.

¹⁶⁷ Heinz Politzer: Der Fall der Frau Marquise. Beobachtungen zu Kleists *Marquise von O...* In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 51 (1977) S. 114f. Zit. n. Eva-Maria Anker-Mader: Kleists Familienmodelle im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz. München: Fink 1992. [Zugl. Phil. Diss], S. 95.

Joachim Pfeiffer hingegen sieht die Familienversöhnung als „inzestuöse Liebesszene zwischen Vater und Tochter, die in der Literatur ihresgleichen sucht.“¹⁶⁸ und „in der sich Vater und Tochter wie Verliebte gebärden“.¹⁶⁹ Darüber hinaus sieht er in dieser Szene einen Vater mit einem besitzergreifenden Charakter, der Gewalt über seine Tochter hat.¹⁷⁰

Pfeiffer nimmt die Beschreibung Kleists allzu wörtlich, wenn er von Inzest und ödipaler Konstellation spricht. Freilich erzählt Kleist provokant, wenn er *lange, heiße und lechzende Küsse* beschreibt, die der Vater, *das große Auge voll glänzender Tränen, auf ihren Mund drückte.* (M.v.O...,S.155)

Dennoch erscheint mir die Sicht Anthony Stephens einleuchtender, der die Szene in Zusammenhang mit der „Aggressivität der neuen bürgerlichen Gefühlswerte“¹⁷¹ bringt. Ganz im Gegensatz zu Pfeiffer sieht Stephens keinen starken Vater, unter dessen Gewalt die Tochter steht, sondern einen, der „in ein kritisches Licht und problematisiert“¹⁷² wird. Stephen gründet seine Meinung offensichtlich auf zeitgenössische Veränderungen, die im familiären Bereich, wie bereits im dritten Kapitel ausgeführt, eine verstärkte Emotionalität mit sich brachten.

4.3.6.2. Die Versöhnung mit dem Grafen

Der Versöhnungsprozess zwischen Marquise und Grafen vollzieht sich in mehreren Schritten. Die Marquise hält zwar ihr Versprechen, den Vater ihres Kindes aus Familienrücksichten zu heiraten, nach der Hochzeit ist es dem Grafen jedoch vorerst nicht gestattet, mit der Marquise ein Heim zu teilen. Er mietet sich daher in der Nähe von ihr ein. Da er sich bei jedem Treffen mit der Familie sehr gut benimmt, wird er zur

¹⁶⁸ Joachim Pfeiffer: Die zerbrochenen Bilder. Gestörte Ordnung im Werk Heinrich von Kleists. Würzburg: Königshausen u. Neumann 1989. (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft.45), S. 55f.

¹⁶⁹ Ebda, S. 57.

¹⁷⁰ Vgl. ebda, S. 60.

¹⁷¹ Anthony Stephens: Kleists Familienmodelle. In: A. S.: Kleist – Sprache und Gewalt, S. 88f.

¹⁷² Ebda, S. 88.

Taufe seines Kindes eingeladen. Dort beschenkt er seinen Sohn reich und setzt die Marquise im Falle seines Todes als Erbin seines ganzen Vermögens ein. Damit handelt er ganz im Sinne des Allgemeinen Landrechts, welches die Eheschließung dringend empfiehlt und für den „Verführer“¹⁷³ (den Begriff Vergewaltigung gab es damals nicht) vorsieht, dass er „der Geschwächten alles das leiste, wozu er in dem Falle einer unter dem Versprechen der Ehe erfolgten Schwängerung verpflichtet seyn würde.“¹⁷⁴

Nach einem Jahr wirbt der Graf schließlich erneut um die Marquise:

Er fing [...] seine Bewerbung um die Gräfin, seine Gemahlin, von neuem an, erhielt, nach dem Verlauf eines Jahres, ein zweites Jawort von ihr, und auch eine zweite Hochzeit ward gefeiert, froher, als die erste, nach deren Abschloß die ganze Familie nach V... hinauszog.

(M. v. O..., S. 161)

Diese Darstellung der zweiten Hochzeit bezieht sich vermutlich auf Fichtes 1798 erschienene Schrift zum System der Sittenlehre, in der es lautet: „Der Beischlaf ist die eigentliche Vollziehung der Ehe; durch ihn unterwirft das Weib erst ihre ganze Persönlichkeit dem Manne.“¹⁷⁵ Aufgrund dessen ist anzunehmen, dass kein zweites Fest gefeiert wurde. Kleist umschreibt hier wohl den auf Freiwilligkeit und Zuneigung begründeten Geschlechtsakt der Marquise und dem Grafen.

4.3.7. Der „überlegene Mann“?

In Punkt 4.3.4. wurden die Sichtweisen von Fichte und Hegel in Bezug auf Mann und Frau beleuchtet. Der Mann wird bei ihnen als das von Natur aus stärkere Geschlecht

¹⁷³ Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794. Hrsg. v. Hans Hattenhauer, Frankfurt a. M., Berlin 1970. §1127, S. 379. Zit. n. Eva-Maria Anker-Mader: Kleists Familienmodelle im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz, S. 91.

¹⁷⁴ Ebda.

¹⁷⁵ Johann Gottlieb Fichte: Das Prinzip der Wissenschaftslehre. (1798) 2. Auflage: Hamburg 1963. Zit. n. Eva-Maria Anker-Mader: Kleists Familienmodelle im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz, S. 31.

gesehen, worauf auch sämtliche Theorien bezüglich des Rechts und der erlaubten Verhaltensweisen von Mann und Frau gründen. Wie in den Punkten 4.3.5 und 4.3.6. erkennbar wurde, hat Kleist die Theorien der beiden Philosophen gekannt und in seinen Erzählungen Bezug auf deren Schriften genommen.

Die Frage, die ich an dieser Stelle als Abrundung der Analyse der Fraubilder in der *Marquise von O...* stellen möchte, ist nun jene, unter welches Licht Kleist die übliche Sicht des Patriarchen in seiner Erzählung *Die Marquise von O...* stellt. Kleist stellt nämlich eine adelige Familie vor, in der nach der Reihe sämtliche gesellschaftliche Normen gebrochen werden. Unter besonderen Anstrengungen kann sie schließlich doch wieder ins adelige Klischee zurückzukehren. So bricht die Marquise etwa aus dem patriarchalischen Schema aus und versucht sich als alleinerziehende Mutter,¹⁷⁶ um sich am Ende doch mit dem Grafen zu vermählen und ihn als Familienoberhaupt zu akzeptieren. Auch der Kommandant legt kurzzeitig seine dominante und unnahbare Rolle ab und zeigt sich bei der Versöhnungsszene schwach und sentimental.

Eine solche Darstellung des Vaters kannte man um 1800 durch das bürgerliche Rührstück und das bürgerliche Trauerspiel. Stephens erwähnt in diesem Zusammenhang: „Kleist hat nicht nur adelige Familien gestaltet, sondern manches bei ihm knüpft an bürgerliche Traditionen an, die ja in der Literatur vorherrschen.“¹⁷⁷ Er meint daher, dass das melodramatische Verhalten der Familie in der *Marquise von O...* als Parodie von gefühlsbeladenen Szenen im bürgerlichen Rührstück betrachtet werden könnte.¹⁷⁸ Diese Theorie der Parodie würde auch mit Kleists Erziehung zusammenpassen (er stammte selbst aus einem adeligen Haus), die, wie in Punkt 1.1. erwähnt, starr, schematisch und unpersönlich war. Er selbst war daher immer wieder im innerlichen Konflikt zwischen adeligen Moralvorstellungen (Heirat mit Wilhelmine, die nur stattfinden hätte können, wenn Kleist eine abgeschlossene Ausbildung gehabt hätte und einer anerkannten Arbeit nachgegangen wäre) und

¹⁷⁶ Siehe auch Punkt 4.3.3.

¹⁷⁷ Anthony Stephens: Kleists Familienmodelle. In: A. S.: Kleist – Sprache und Gewalt, S. 87.

¹⁷⁸ Vgl. ebda.

einem romantischen (bürgerlichen) Zusammenleben (er wollte mit Wilhelmine in wilder Ehe in der französischen Schweiz leben).¹⁷⁹

Auch seine dargestellten Figuren befinden sich immer wieder im Konflikt zwischen dem, was sich gehört und dem, was sie gerade empfinden. So auch der Vater der Marquise, der, trotz einer möglicherweise parodistisch gemeinten Darstellung, bei der Versöhnung sein patriarchalisches Korsett ablegt. Dies tut er jedoch, wie auch die Marquise bei dem Entschluss alleine für ihre Kinder zu sorgen, nur kurze Zeit. Denn danach sorgt er dafür, dass eine formal gültige Hochzeit stattfindet und sich beide Familien (Graf, Marquise und Kinder, Kommandant mit seiner Frau und dem Bruder) in die übliche Ordnung der Dinge einfinden.

Daher könnte eine mögliche Antwort auf die zuvor gestellte Frage etwa so lauten: In Kleists Text wird das Phantasma der patriarchalischen Ordnung immer wieder in Frage gestellt - und nicht „zu Ende erzählt“¹⁸⁰, wie etwa Vinken und Haverkamp überzeugt sind. Doch am Schluss - hier stimme ich Stephens zu – lässt Kleist „oft genug die schwer geprüfte oder ironisierte väterliche Gewalt den Sieg davon tragen“.¹⁸¹

4.4. Die Verlobung in St. Domingo

In Kleists Fiktionen gibt es keinen einzelnen Familientypus. Von der Darstellung von Problemen innerhalb einer bürgerlichen Familie (wie etwa im *Michel Kohlhaas*, der Rosshändler ist), über Ungereimtheiten in einem adeligen Haus (man denke an die *Marquise von O...*), reicht seine breite Skala an dargestellten Familien in seinen Novellen bis ins ferne Haiti (*Die Verlobung in St. Domingo*), wo Konfliktsituationen beim Aufeinandertreffen von Schwarzen und Weißen beleuchtet werden.

¹⁷⁹ Vgl. auch Punkt 1.5.1.

¹⁸⁰ Vgl. Barbara Vinken und Anselm Haverkamp: Die zurechtgelegte Frau [...].In: Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall, S. 141.

Der Novelle liegen historische Fakten aus dem fernen Haiti zugrunde. Kleist nimmt Bezug auf die Sklavenaufstände im Westen der Insel, die von Dessalines erfolgreich gegen französische Soldaten und weiße Siedler angeführt wurden.¹⁸² Im Zuge der französischen Revolution war im Nationalkonvent die Rede von der Aufhebung der Sklaverei und von der Befreiung aller Sklaven. Infolgedessen erhoben sich die unterdrückten Schwarzen auch in den französischen Kolonien.

Ein solcher Aufstand fand beispielsweise in St. Domingo unter der Führung von Toussaint Louverture statt.¹⁸³

Auf diesem historischen Hintergrund entwirft Kleist eine unglücklich endende Liebesgeschichte, die wie im Folgenden gezeigt werden wird, weit über darüber hinausgeht. Er hat diese Novelle im Jahre seines Todes verfasst und sie endet - das formuliert auch Zimmermann treffend - „wie sein Leben bald darauf: Gustav tötet die geliebte Toni und dann sich selbst“.¹⁸⁴ Auf den Zusammenhang zwischen dieser Novelle und dem Doppelselbstmord von Henriette Vogel und Heinrich von Kleist wurde bereits in Punkt 1.9. hingewiesen.

4.5. Frauenbilder in *der Verlobung in St. Domingo*

¹⁸¹ Anthony Stephens: Kleists Familienmodelle. In: A. S.: Kleist – Sprache und Gewalt, S. 90.

¹⁸² Vgl. Poppe, Reiner: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze, S. 65.

¹⁸³ Neumann, Gerhard: Die Verlobung in St. Domingo. Zum Problem literarischer Mimesis im Werk Heinrich von Kleists. In: Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik. Hrsg. v. Christine Lubkoll und Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (= Stiftung für Romantikforschung. 12.), S. 93-117.

¹⁸⁴ Zimmermann, Hans Dieter: Kleist, die Liebe und der Tod. Frankfurt a. Main: Athenäum 1989, S. 354.

Babekan, eine Mulattin, unterstützt den Schwarzen Congo Huango bei dem Kampf gegen die Weißen. Sie zeigt nach außen hin Gefühle für Gustav, den weißen Schweizer, der in ihrem Hause Zuflucht sucht, möchte ihm aber in Wahrheit nur in einen Hinterhalt locken, dass sie die Weißen zutiefst hasst. Während Babekan sich mit dem Weißen und ihrer Tochter Toni, einer Mestizin, unterhält, erfährt man den Grund für ihren Unmut:

4.5.1. Babekan, die Rachsüchtige

„Herr Bertrand [ein weißer, reicher Kaufmann], leugnete mir, während meiner Schwangerschaft zu Paris, aus Scham vor einer jungen weißen Braut, die er heiraten wollte, die vaterschaft zu diesem Kinde [Toni] vor Gericht ab. Ich werde den Eidschwur, den er die Frechheit hatte, mir ins Gesicht zu leisten, niemals vergessen, ein Gallenfieber war die Folge davon, und bald darauf noch sechzig Peitschenhiebe [...], in deren Folge ich noch bis auf diesen Tag an der Schwindsucht leide.“ (V. i. St. D., S. 191)

Babekan ist also sehr enttäuscht, da der Vater von Toni, sie mit ihrem Kind im Stich gelassen hat. Mit dem Eidschwur vor Gericht, hat er öffentlich seine Abneigung gegenüber einer Verbindung mit schwarzen Menschen kundgetan. Babekan befindet sich somit in einer ähnlichen Situation, wie eine an Gelbfieber erkrankte Negerin, die sich an ihrem ehemaligen Herren im Zuge eines Negeraufstandes, bei dem er in Gefahr gerät, rächt. Sie lädt in zu sich, wo er sich gerettet glaubt:

Der Unglückliche, der weder wußte, daß das Mädchen unpäßlich war, noch an welcher Krankheit sie litt, kam und schloß sie voll Dankbarkeit, da er sich gerettet glaubte, in seine Arme: doch kaum hatte er eine halbe Stunde unter Liebkosungen und Zärtlichkeiten in ihrem Bette zugebracht, als sie sich plötzlich mit dem Ausdruck wilder und kalter Wut, darin erhob und sprach: eine Pestkranke, die den Tod in der Brust trägt, hast du geküßt: geh und gib das gelbe Fieber allen denen, die dir gleichen! (V. i. St. D., S. 193)

Auch Wolf Kittlet sieht den Zusammenhang zwischen der Pestkranke Negerin und Babekan. Er meint nämlich, dass sie Hoango so sehr im Kampf gegen die Weißen unterstützt, da sie sich an Bertrand nicht persönlich rächen konnte, wie die von

Gustav erwähnte junge Negerin. Stellvertretend für die Rache an Bertrand verfolgt sie nun rachsüchtig das ganze Geschlecht der Weißen.¹⁸⁵

4.5.2. Babekan, die unmütterliche Beobachterin

Babekans Rachegefühle gehen so weit, dass sie ihre eigene Tochter verrät. Sie beobachtet ihre Zuneigung zu Gustav, lässt aber nicht erkennen, dass sie Toni nicht vertraut. Auch reagiert sie niemals emotional gegenüber ihrer Tochter, denn sie setzt sie eher als Vermittlerin im Kampf gegen die Weißen ein, als dass sie ihr mütterliche Gefühle entgegenbringt. Rieger bemerkt in diesem Zusammenhang: „Weibliche Emotionalität sowie die Funktion als Mutter und häusliche Beschäftigung fehlen bei ihr. [...] Babekans Hauptbeschäftigung besteht vielmehr darin, das Gesetz der Neger auf St. Domingo und dessen Repräsentant Hoango anzuwenden.“¹⁸⁶ Ihre Aufgabe war,

diese weißen Hunde, wie er sie nannte, wie er [Hoango] sie nannte, mit Unterstützungen und Gefälligkeiten bis zu seiner Wiederkehr hinzuhalten. Babekan [...] pflegte in solchen Fällen die junge Toni, die, wegen ihrer ins Gelbliche gehenden Gesichtsfarbe, zu dieser grässlichen List besonders brauchbar war, mit ihren besten Kleidern aufzuputzen; sie ermunterte dieselbe, den Fremden keine Liebkosung zu versagen, bis auf die letzte, die ihr bei Todesstrafe verboten war. (V. i. St. D., S. 182)

Mütterliche Züge der Zuneigung, oder des Schutzes der Tochter, die sowohl bei Lisbeth im *Michael Kohlhaas* als auch bei der Mutter der Marquise vorhanden sind, sind demnach bei Babekan nicht zu finden. Die Rachegefühle gegen die Weißen machen auch vor ihrer Tochter nicht Halt, da sie diese, als sie die Verbindung mit Gustav erahnt, sogar an Hoango, sobald dieser nach Hause kommt, verrät:

Sie versicherte dem Neger, daß das Mädchen eine Verräterin, und der ganze Anschlag, desselben [Gustav] habhaft zu werden, in Gefahr sei, zu scheitern. (V. i. St. D., S. 209)

¹⁸⁵ Vgl. Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 176.

¹⁸⁶ Bernhard Rieger: Geschlechterrollen und Familienstrukturen in den Erzählungen Heinrich von Kleists, S. 39.

Babekan weiß, dass Hoango ihrer Tochter etwas antun würde, würde sich ihr verdacht bestätigen. Trotzdem ist ihr die Rache an den Weißen wichtiger, als der Schutz der eigenen Tochter.

4.5.3. Toni, die Wählerische

Toni, die Tochter von Babekan, wird von Kleist ganz im Gegensatz von ihrer Mutter als ein anmutendes, freundliches, sehr hübsches junges Mädchen gezeichnet. Sie zeigt sich der Rasse der Weißen auch nicht so abgeneigt wie ihre Mutter. Bei einem Dialog zwischen Toni und Gustav stellt sich heraus, dass Toni einen Heiratsantrag von einem Schwarzen abgelehnt hat:

„Warum lehntest du denn seinen Antrag ab?“ fragte der Fremde. Er streichelte ihr freundlich das Haar von der Stirn und sprach: „gefiel er dir etwa nicht?“ Das Mädchen, indem sie kurz den Kopf schüttelte, lachte; und auf die Frage des Fremden, ihr scherzend ins Ohr geflüstert: ob es vielleicht ein Weißer sein müsse, der ihre Gunst davon tragen solle? legte sie sich plötzlich, nach einem flüchtigen, träumerischen Bedenken, unter einem überaus reizenden Erröten, das über ihr verbranntes Gesicht aufloderte, an seine Brust. (V. i. St. D., S. 195f.)

In dieser Textstelle birgt zwei Phänomene in sich, die ich analysieren möchte: nämlich die wählerische Art der Toni und ihr Erröten.

Wie in Punkt 3.1. erläutert wurde, gab es im ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert die Tendenz, die Ehe auf Liebe zu gründen. Dennoch wurden viele Ehen noch immer aufgrund von Familienübereinkommen geschlossen. Kleist selbst stand zwischen der Produktions- und Liebesehe. Er liebte seine Braut Wilhelmine zwar und auch sie ihn; dennoch konnte die Heirat nicht ohne das nötige Ansehen Kleists (er hätte beispielsweise den Lehrstuhl Kants übernehmen sollen, was ihr späterer Ehemann an seiner Stelle später tat) stattfinden.

Toni lehnt die Heirat nicht wegen mangelndem Vermögen oder Ansehen des Schwarzen ab, denn sie erwähnt selbst, dass *Konelly [...] ein reicher Mann* (V. i. St. D., S. 195) ist, sondern ihr fehlt es offenbar an einem innigen Gefühl, welches sie mit ihm verbinden könnte. Solche Gefühle hat Toni jedoch gegenüber Gustav, bei dem sie errötet und sich an seine Brust drückt.

Der Literaturwissenschaftler Harnischfeger verfasste auf diese Tatsache gründend einen Aufsatz mit dem Titel „Das Versprechen romantischer Liebe“, in dem er meint: „Man war es gewohnt, daß die Familien von Braut und Bräutigam die Heirat arrangierten, denn die Ehe galt wesentlich als ein Vertrag zwischen Gruppen, nicht zwischen Individuen. In Kleists Novelle ist es dagegen nichts weiter als ein Zufall, der die künftigen Eheleute zusammenführt.“¹⁸⁷

Aus diesem Zufall heraus entstehen Gefühle, die Toni erröten lassen und sich an Gustavs Brust zu drücken.

4.5.4. Die Errötende

Das *überaus reizende Erröten* Tonis erwähnt Kleist nicht zufällig. Das Erröten der Protagonisten verwendet Kleist immer wieder, um Gefühlsregungen der dargestellten Personen erahnen zu lassen. Wie bereits in Zusammenhang mit der Ohnmacht (Punkt 4.3.2.) besprochen, beschreibt Kleist nicht direkt die Gefühle oder Gedankengänge seiner Protagonisten, sondern vielmehr ihre Verhaltensweisen.

Skrotzki hat ein Buch mit dem Titel „Die Gebärde des Errötens im Werk Heinrich von Kleists“ geschrieben, in dem er die Verhaltensweise des Errötens als „adäquates Mittel um Personen in ihrer schwankenden Einstellung auf das Geschehen zu

¹⁸⁷ Johannes Harnischfeger: Das Versprechen romantischer Liebe. Zu Kleists „Verlobung in St. Domingo“. In: Kleist-Jahrbuch 2001, S. 279.

zeichnen“¹⁸⁸ bezeichnet. Außerdem sieht er im Erröten den Übergang vom Unterbewußten ins Bewußte.¹⁸⁹

Skritzkis Annahme ist plausibel, da sie, wenn man sie stichprobenartig an einigen Textstellen überprüft, ihr Versprechen hält. So errötet Lisbeth beispielsweise, als sie merkt, dass es sinnlos ist, sich gegen die Anliegen ihres Mannes zu stellen. Sie fügt sich schließlich seinen Rachegeleüsten und fällt ihm, obwohl sie von seinem Vorhaben nicht überzeugt ist, errötend um den Hals. (Vgl. M. K., S. 30). Ähnliches ist bei der *Marquise von O...* zu beobachten, die sogar „über und über rot“ (M. v. O..., S. 124) wird, als der Graf ihr den ersten Heiratsantrag macht. Dies geschieht nämlich zu einem Zeitpunkt, zu dem sie noch gar nicht wußte, dass sie schwanger ist und der Graf der Vater zu ihrem Kinde ist. Unterbewußt möchte sie seinen Antrag wahrscheinlich annehmen, kann aber nach so einer kurzen Begegnung und ohne der Absprache mit den Eltern keine überstürzte Zusage machen.

Auch in Bezug auf Toni, kann Skritzkis Analyse bestätigt werden. Sie errötet vermutlich, weil sie ihre innige Zuneigung zu diesem Weißen spürt, obwohl sie ihn ja eigentlich hassen sollte, da sie ihn in Zusammenarbeit mit ihrer Mutter schließlich in einen Hinterhalt führen sollte. Außerdem weiß sie, dass ihr eigener Vater sie und ihre Mutter aufgrund ihrer Hautfarbe verlassen hat. Toni schwankt in diesem Moment vermutlich zwischen Liebe und gefordertem Hass.

4.5.5. Die Verlobung

Was weiter erfolgte, brauchen wir nicht zu melden, weil es jeder, der an diese Stelle kommt, von selbst liest. (M. v. O..., S. 198)

Als wäre es selbstverständlich, dass er die sexuelle Verbindung von zwei Menschen stets offensichtlich im Text markiert, schreibt Kleist statt eines Gedankenstrichs, wie etwa in der *Marquise von O...*, einen Satz mit dem eindeutigen Hinweis auf die körperliche Vereinigung von Toni und Gustav.

¹⁸⁸ Ditmar Skrotzski: Die Gebärde des Errötens im Werk Heinrich von Kleists. Marburg: Elwert 1971. (= Marburger Beiträge zur Germanistik. 37.), S. 66.

Die Verlobung zwischen Toni und Gustav findet nicht, wie um 1800 üblich, im Kreise der beiden Familien statt, sondern erfolgt hier nur zwischen Toni und Gustav. Harnischfeger bemerkt dazu, „dass in der Zeit der Romantik äußerliche Rituale obsolet wurden und nur mehr entscheidend war, was Mann und Frau füreinander empfanden.“¹⁹⁰ Romantiker wie Friedrich Schlegel haben es vorgezogen, das Zeremoniell der Eheschließung nicht über sich ergehen zu lassen, da es dem Gefühl der Liebenden einen gewissen Zwang auferlegt, der die Liebe gefährdet.¹⁹¹ In Punkt 1.3 habe ich auf Kleist Sympathie gegenüber einer zwanglosen Verbindung mit Wilhelmine von Zenge bereits aufmerksam gemacht. Er wollte nämlich nicht, dass seine Verlobung bekannt wird.¹⁹²

Nach dem sexuellen Akt ist Toni verzweifelt. Sie weiß, dass sie sich Gustav hingegeben hat, ohne offiziell mit ihm verlobt zu sein. Gustav versucht sie zu trösten, indem er ihr schwört, *daß die Liebe für sie nie aus seinem Herzen weichen würde* (V. i. St. D., S. 199) und dass sie *seine liebe Braut* (Ebda) sei. Er verspricht ihr außerdem, dass er am nächsten Morgen bei ihrer Mutter um sie anhalten werde und Toni schenkt ihr ein Kreuz als Zeichen für ihre Verbindung.

4.5.6. Toni, die Treuehaltende

Als der Neger Congo Hoango unvorhergesehen früher zurückkehrt als erwartet, fesselt Toni Gustav im Schlaf, um nicht verdächtig zu erscheinen. Ihre Mutter hat sie nämlich zu diesem Zeitpunkt schon an Hoango verraten.

Nach dem Kampf zwischen den Strömlis und den Schwarzen, kommt Toni in das Zimmer Gustavs:

¹⁸⁹ Vgl. ebda.

¹⁹⁰ Vgl. Johannes Harnischfeger: Das Versprechen romantischer Liebe. Zu Kleists „Verlobung in St. Domingo“, S. 282.

¹⁹¹ Vgl. ebda, S. 283.

[...] und ehe die Jünglinge wussten, was er mit dem Pistol, das er ihnen jetzt aus der Hand nahm, anfangen wollte: drückte er dasselbe schon, knirschend vor Wut, gegen Toni ab. [...] [Er] warf sich, indem er sie eine Hure nannte, wieder auf sein Bette nieder. (V. i. St D., S. 217)

Toni wird tödlich getroffen und ruft nur noch:

„dich liebsten Freund band ich, weil --!“ (V. i. st. D., S. 218) und „Ach“, rief Toni, und dies waren ihre letzten Worte: „du hättest mir nicht mißtrauen sollen!“ (Ebda, S. 219)

Kurz darauf *jagte Gustav sich die Kugel, womit das andere Pistol geladen war, durchs Hirn. (V. i. St. D., S. 219)*

Gustav vertraut Toni nicht, obwohl sie sich den Schwur der ewigen Verbindung und Treue gegeben haben. Das unterscheidet, nach Kittler, „die Frauen von den Männern, daß [sie] sich in jeder politischen Lage an den wortlosen Eidschwur der Liebe halten.“¹⁹³

Hoffmeister sieht in diesen Ereignissen, das „plötzliche umschlagen von Liebes- in Haßgefühle. Durch die scheinbar ernstgemeinte Fesselung glaubt er sich von Toni verraten und in seinem innersten Gefühl betrogen“.¹⁹⁴

Sowohl Kittler als auch Hoffmeister sehen die Situation richtig. Gustav kann Toni nicht länger vertrauen. Zu stark ist die Erinnerung an die Geschichte der an Gelbsucht erkrankten Negerin und das Wissen um den Hass den die Schwarzen nach langer Unterdrückung gegen die Weißen hegen.

Dennoch glaube ich nicht, dass es Kleists Hauptintention war, Gustav als Treuebrecher darzustellen. Meiner Meinung nach bringen Neumann und Harnischfeger schlüssige Argumente für die Absicht Kleists, die sich hinter dieser Novelle verbirgt. Neumann meint nämlich, dass es Kleist „in dieser singulären Geschichte zutiefst um den experimentellen Aufweis des Zerfalls intimer, familialer, sozialer und politischer Kommunikations- und Gelöbnismuster geht.“¹⁹⁵ Diesen

¹⁹² Vgl. auch Fußnote 16.

¹⁹³ Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie, S. 177.

¹⁹⁴ Hoffmeister, Elmar: Täuschung und Wirklichkeit bei Heinrich von Kleist. Bonn: Bouvier 1968. (= Abhandlungen der Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. 59), S- 76

¹⁹⁵ Neumann, Gerhard: Die Verlobung in St. Domingo. Zum Problem literarischer Mimesis im Werk Heinrich von Kleists, S. 99.

Zerfall, von dem Neumann spricht, möchte ich in zwei Bereiche teilen: nämlich den inneren Zerfall und den äußeren. Der innere Zerfall betrifft Gustav, der dem Gelöbnis, welches sich die beiden Verliebten gegeben haben, schon am nächsten Tag nicht mehr traut. Der äußere Zerfall betrifft den offiziellen Akt der Verlobung. Kleist zeigt zwar auf der einen Seite auf, dass die offizielle Bekanntgabe der Verlobung nicht unbedingt notwendig ist, beschreibt aber auf der anderen Seite die tödliche Folge des rein persönlichen Bundes. Kleist, der sich wie im ersten Kapitel offensichtlich wurde, nie offiziell an jemanden binden wollte, selbst aber (vielleicht gerade dadurch) nie eine langjährige Verbindung beziehungsweise Ehe erleben konnte, zeigt in dieser Novelle ein Problem auf, das ihn vermutlich selbst Zeit seines Lebens beschäftigt hat. Wie auch Harnischfeger meint, rückt Kleist daher die „Beziehung von Liebe und Vertrauen in den Mittelpunkt seiner Novelle, indem er der Frage nachgeht, was den Verliebten Gewißheit über ihre Gefühle verschaffen kann“.¹⁹⁶

Am Ende zerbricht die Novelle, ähnlich wie Kleists Leben, daran, dass Normdurchbrechungen, wie die Verbindung von Schwarz und Weiß oder eine Verlobung ohne den Segen von Angehörigen, nicht unmittelbar positive Früchte tragen können. Ähnlich wie Toni und Gustav, hat auch Kleist in seinem Leben übliche Konventionen überschritten (Er hat beispielsweise sein Studium abgebrochen, seine Verlobung gelöst und provokante Werke geschrieben, die ihm zu wenig Geld einbrachten.) Sein Leben endet daher auch ähnlich wie das von Toni und Gustav.¹⁹⁷

¹⁹⁶ Johannes Harnischfeger: Das Versprechen romantischer Liebe. Zu Kleists „Verlobung in St. Domingo“, S. 288.

¹⁹⁷ Vgl. hierzu auch Punkt 1.8. und 1.9.

5. Schlusswort

Am Ende dieser Analyse der *Verlobung in St. Domingo* habe ich deswegen vom ausbleibenden unmittelbaren Erfolg bei einer Normdurchbrechung gesprochen, da viele Probleme, denen Kleist in seinem eigenen Leben gegenüberstand, aber auch jene, die er in seinen Erzählungen beschrieben hat, immer gesellschaftsfähiger wurden und sich im Laufe des 20. Jahrhunderts von einer „Problematik“ zur „Üblichkeit“ entwickelten.

Vielleicht ist gerade das der Grund, warum Kleist auch heute noch so gerne gelesen wird. Es werden ehemalige Problematiken angesprochen, die zum Teil auch heute noch nicht verdaut sind. Man denke an den Michael Kohlhaas, der sich ungerecht behandelt fühlt. Er kommt am Schluß zu seinem Recht, muß dieses jedoch mit dem Tod bezahlen. Freilich muss heute in Europa niemand mehr sterben, um zu seinem Recht zu kommen, jedoch sind Prozesse oftmals mit sehr hohen Kosten verbunden, die nicht jeder Staatsbürger aufbringen kann.

Bei der Marquise sind erste Emanzipationsbestrebungen in Richtung alleinerziehende Mutter zu beobachten. Alleinerziehende Mütter sind heute keine Seltenheit und in der Gesellschaft integriert. Kleist zeigt also in seiner Novelle eine Thematik auf, die erst in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts positive Früchte trägt.

In der Verlobung geht es einerseits um den Rassenkonflikt, andererseits um Vertrauen und Liebe, ohne familiäres Einverständnis. Verbindungen von Schwarzen und Weißen sind ohne Zweifel heutzutage möglich, wenn auch bei den jeweiligen Familienangehörigen nicht immer gerne gesehen. Ähnlich verhält es sich in Bezug auf uneheliche Verbindungen. Der christlich-konservative Teil der Gesellschaft wertet eheliche Verbindungen höher als Lebensgemeinschaften.

Stephens macht einen guten Vorschlag, unter welchem Gesichtspunkt man die Erzählungen Kleists lesen sollte, indem er sich auf einen Brief von Kleist bezieht, in dem Heinrich meint, dass seine Generation keine neue Ordnung der Dinge, sondern bloß den Umsturz der alten erleben sollte.¹⁹⁸

Wie weit die Zukunftsfähigkeit seiner erdichteten Familien tatsächlich reicht, konnte Kleist selbst wahrscheinlich gar nicht erahnen. Tatsache ist jedoch, dass er es geschafft hat, Leser des beginnenden 21. Jahrhunderts mit seinen Erzählungen zu überraschen, zu erheitern und zum Nachdenken anzuregen.

¹⁹⁸ Vgl. Stephens, Anthony: Kleists Familienmodelle, S. 86.

Literaturverzeichnis

Anker-Mader, Eva-Maria: Kleists Familienmodelle im Spannungsfeld zwischen Krise und Persistenz. München: Fink 1992. [Zugl. Phil. Diss]

Appelt, Hedwig und Dirk Grathoff: Heinrich von Kleist. Das Erdbeben von Chili. Stuttgart: Reclam 1986. (=Erläuterungen und Dokumente. RUB.8175.)

Besier, Gerhard: Kirche, Politik und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München: Oldenburg 1998. (= Enzyklopädie deutscher Geschichte. Hrsg. v. Lothar Gall. 48.)

Birnbacher, Eberhard: Persönlichkeit und Gemeinschaft bei Fichte und Hegel. Wien: [o.Verl.] 1937.

Blättler, Sidonia: Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts. Berlin: Akad. Verlag 1995. (= Politische Ideen. Hrsg. v. Herfried Münkler. 3.)

Brody, Barbara: Diesseits der Unsterblichkeit. Vor 200 Jahren wurde Heinrich von Kleist geboren. In: Kleist Aktualität. Neue Aufsätze und Essays 1966-1987. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. Darmstadt: Wissensch. Buchges. 1981. (= Wege der Forschung. 5.8.6.)

Doering, Sabine: Heinrich von Kleist. Die Marquise von O... . Stuttgart: Reclam 1993 (=Erläuterungen und Dokumente.RUB.8196).

Földényi, László F.: Heinrich von Kleist. Im Netz der Wörter. Aus d. Ungarischen übers. v. Akos Doma. München: Mathes & Seitz 1999.

Gnam, Andrea: Die Rede über den Körper. In: Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband 1993, S. 170-177.

Grathoff, Dirk. Heinrich von Kleist. Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Erg. Ausg. Stuttgart: Reclam 1994. (= Erläuterungen und Dokumente. RUB 8139.)

Grathoff, Dirk: Kleists Tod. In: D. G.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists.(= Kulturwissenschaftliche Studien zur deutschen Literatur), S. 225-234.

Grathoff, Dirk: Von der Philosophie zur Literatur: Kleists Kantkrise und die Wende zur Literatur. In: D. G.: Kleists Geheimnisse. Unbekannte Seiten einer Biographie. Opladen: Westdt. Verl. 1993, S. 79-99.

Grathoff, Dirk: Die Würzburger Reise. In: D. G.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists.(= Kulturwissenschaftliche Studien zur deutschen Literatur), S. 11-27.

Grathoff, Dirk: Die Zeichen der Marquise: Das Schweigen, die Sprache und die Schriften. In: D. K.: Kleist: Geschichte, Politik, Sprache. Aufsätze zu Leben und Werk Heinrich von Kleists., S. 75-95.

Greiner, Bernhard: Im Horizont Kants. Die philosophische Krise von 1801 und deren Überwindung. In: Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum Fall der Kunst. Tübingen: Francke 2000. (= UTB der Wissenschaft. 2129.), S. 1-15.

Harnischfeger, Johannes: Das Versprechen romantischer Liebe. Zu Kleists „Verlobung in St. Domingo“. In: Kleist-Jahrbuch 2001, S. 278-291.

Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Hrsg. v. Helmut Sembdner. Erw. u. revid. Aufl. Frankfurt a. Main, Leipzig: Insel 1992. (= Dokumente zu Kleist. Hrsg. v. Helmut Sembdner. Bd. 1.)

Hoffmeister, Elmar: Täuschung und Wirklichkeit bei Heinrich von Kleist. Bonn: Bouvier 1968. (= Abhandlungen der Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. 59)

Hohoff, Curt: Heinrich von Kleist. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hrsg. v. Kurt Kusenberg. 32. Aufl. Hamburg: Rohwolt 1999.(= rororo Monographien. 50001.)

Holz, Hans Heinz: Macht und Ohnmacht in der Sprache Kleists. Untersuchungen zum Sprachverständnis und Stil Heinrich von Kleists. Frankfurt a. Main und Bonn: Athenäum 1962.

Kiermeier-Debre, Joseph: Heinrich von Kleist. In: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Berndt Lutz. Ungek. Sonderausg. 2., überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler 1997, S. 474-478.

Kittler, Wolf: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege. Freiburg im Breisgau: Rohmbach 1987. (= Rombach Wissenschaft – Reihe Litterae) .

Kleist, Heinrich von: Erzählungen. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel 1996. (= Insel- Taschenbuch.1785.)

Kleist, Heinrich von: Der Zweikampf, Die heilige Cäcilie, Sämtliche Anektoden, Über das Marionettentheater und andere Prosa. Anmerkungen von Christine Ruhrberg. Erg. Ausg. Stuttgart: Reclam 1998. (= RUB.8004.)

Lubkoll, Christine; Günther Oesterle, Stephanie Waldow: Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Einleitung. In: Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik. Hrsg. v. Christine Lubkoll und Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (= Stiftung für Romantikforschung. 12.), S. 7-19.

Müller-Seidel, Walter: Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist. Köln: Böhlau 1961.

Neumann, Gerhard: Skandalon. Geschlechterrolle und soziale Identität in Kleists *Marquise von O...* und in Cervantes`Novelle *La fuerza de la sangre*. In: Heinrich von Kleist: Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall. Hrsg. v. Gerhard Neumann. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994. (= Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae.20.), S. 149-192.

Neumann, Gerhard: Die Verlobung in St. Domingo. Zum Problem literarischer Mimesis im Werk Heinrich von Kleists. In: Gewagte Experimente und Kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik. Hrsg. v. Christine Lubkoll und Günter Oesterle. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. (= Stiftung für Romantikforschung. 12.), S. 93-117.

Neis, Edgar: Heinrich von Kleist. Penthesilea. 5. Aufl. Hollfeld: Bange 1982. (= Königs Erläuterungen 212/212a.)

Niethammer, Ortrun: Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert. Tübingen, Basel: Francke 2000.

Peterson, Jürgen H.: Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993.

Pfeiffer, Joachim: Die zerbrochenen Bilder. Gestörte Ordnung im Werk Heinrich von Kleists. Würzburg: Königshausen u. Neumann 1989. (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft.45)

Pfister, Manfred: Das Drama. Theorie und Analyse. 8., erw. u. erg. Aufl. München. Fink 1994. (= UTB für Wissenschaft. 580.)

Philosophie der Neuzeit II: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach, Marx. Hrsg. v. Josef Speck. 3. durchges. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck 1988. (= Grundprobleme der großen Philosophen. Hrsg. v. Josef Speck. UTB für Wissenschaft 464.)

Pöder, Elfriede: Interpretation zwischen Theorie und Praxis – Diskursanalyse und feministische Theorie. Eine Untersuchung am Beispiele zweier Interpretationen von Kleists „Erdbeben von Chili“. Innsbruck: Phil. Diss. 1993. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Germ. Reihe. 49.)

Poppe, Reiner: Heinrich von Kleist. Erzählungen und Aufsätze. 5. Aufl. Hollfeld: Bange 1982. (= Königs Erläuterungen 280.)

Politzer, Heinz: Auf der Suche nach Identität. In: Kleists Aktualität. Neue Aufsätze und Essays 1966-1987. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. Darmstadt: Wissensch. Buchges. 1981. (= Wege der Forschung.586.)

Prutti, Brigitte: Konzepte der Literaturtheorie. Eine Analyse literaturwissenschaftlicher Interpretationstheorien seit 1945 anhand ausgewählter Beispiele. Graz, Phil.Diss 1985. [Masch.]

Rieger, Bernhard: Geschlechterrollen und Familienstrukturen in den Erzählungen Heinrich von Kleists. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang 1985. (= Europ. Hochschulschriften.1. Deutsche Sprache und Literatur. 839.)

Reusner, Ernst von: Satz. Gestalt. Schicksal. Untersuchungen über die Struktur der Dichtung Kleists. Berlin: de Gruyter 1961. (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker.6.)

Scheifele, Sigrid: Projektionen des Weiblichen. Lebensentwürfe in Kleists Penthesilea. Würzburg: Königshausen und Neumann 1992. (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft. 86.) [Zugl.: Frankfurt am Main: Univ. Diss. 1989]

Schmidt, Herminio: Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip. Stuttgart: Paul Haupt Berne 1978.

Scholz, Ingeborg: Heinrich von Kleist. Der zerbrochene Krug. 19., überarb. Aufl. Hollfeld: Bange 1998. (= Königs Erläuterungen 30.)

Schwarz, Gisela: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau geb. Schubart. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang 1991. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur. 1284.) [Zugl. Jena: Phil. Diss. 1991] [masch.]

Skrotzki, Ditmar: Die Gebärde des Errötens im Werk Heinrich von Kleists. Marburg: Elwert 1971. (= Marburger Beiträge zur Germanistik. 37.)

Stephens, Anthony: Kleists Familienmodelle. In: A. S.: Kleist – Sprache und Gewalt: Mit einem Geleitwort von Walter Müller-Seidel. Freiburg: Rombach 1999. (= Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae. 64.), S. 85-102.

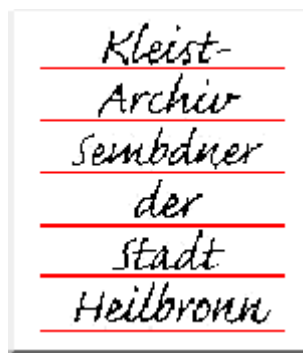
Vinken, Barbara und Anselm Haverkamp: Die zurechtgelegte Frau: Gottesbegehren und transzendente Familie in Kleists *Marquise von O...*. In: Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall. Hrsg. v. Gerhard Neumann. Freiburg: Rombach 1994. (= Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae. 20), S. 127-149.

Walser, Karin: Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900. Frankfurt a. Main: Extrabuch 1985.

Weiber, Menschen, Frauenzimmer. Frauen in der ländlichen Gesellschaft 1500-1800. Hrsg. v. Heide Wunder und Christina Vanja. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. (= Sammlung Vandenhoeck.)

Weiß, Ernst: Kleist als Erzähler. In: Schriftsteller über Kleist. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Peter Goldhammer. Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1976, S. 239-242.

Zimmermann, Hans Dieter: Kleist, die Liebe und der Tod. Frankfurt a. Main: Athenäum 1989.



Kleist-Archiv Sembdner · Berliner Platz 12 · D-74072 Heilbronn

Tel. +49 7131 56-2668 · Fax +49 7131 56-2699 · E-Mail: kleist@kleist.org

Zum Beispiel Heilbronner Kleist-Blätter

Halbjahreszeitschrift, erscheint seit 1996. Gegründet, um die Kleist-Bibliographie zu publizieren. Schnell weiterentwickelt zu einem Service-Organ mit den Rubriken *Kleist auf dem Theater* (Premierentermine), *Kleist an der Hochschule* (Veranstaltungen), Rezensionen, Termine, Nachrichten, Sonderbibliographien (z. B. *Michael Kohlhaas* und Magisterarbeiten an deutschen Hochschulen), *Dissertation abstracts* (neue Arbeiten an amerikanischen Universitäten), Forschungsberichte (bisher zum *Homburg*).

Stammten die ›großen‹ Beiträge in den *HKB* anfänglich eher aus dem Wissenschaftslager, so stellte sich schnell heraus, daß man mit den paar ›Kopiervorlagen‹, die man an wissenschaftliche Bibliotheken liefern darf, keine vernünftige Auflagenhöhe erzielen kann. Das Thema Wissenschaft war darüber hinaus partiell abgedeckt durch die von der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft herausgegebenen *Kleist-Jahrbücher* und durch die *Beiträge zur Kleist-Forschung* unserer Kollegen im Kleist-Museum in Frankfurt (Oder).

Da entdeckten wir für uns das Theater und konnten uns vorstellen, Premierenberichte zu publizieren, also so eine Art besseres *Theater heute* für Kleist-Themen anzubieten. So haben wir mehrere Beiträge – naturgemäß vorrangig zum *Käthchen* – gedruckt.

Schließlich die Literatur, die zeitgenössische: Wir publizierten Jan Christs *Kleist-Dramolette*, und als wir von Stefan Kaegis Hörspiel *Play Dagobert* hörten, in dem eine entführte Oberbürgermeisterin pausenlos das *Käthchen von Heilbronn* rezitieren muß, gab es kein Halten mehr.

Heute stehen die *Heilbronner Kleist-Blätter* auf mehreren Standbeinen: Kleist-Bibliographie, Termine & sonstige Informationen, Wissenschaft, Theater, Literatur (Erstdrucke). Sie leben vom und mit dem Enthusiasmus ihres Herausgebers, der trotz seines Status als städtischer Angestellter sein subkulturelles literarisches Herkommen nicht verleugnen kann und will (mehr siehe *Who is who*, *Kürschner* und *Kosch*, 3. *Ergänzungsband*).

Bisheriger Inhalt siehe <http://www.kleist.org/hkb/hkbinhalt.htm>. Neugierig geworden? Dann bestellen Sie, kostenlose Probehefte gibt's nämlich nicht. Preis? Ausgaben 1-10 je 5 €, ab Ausgabe 11 je 7,50 €.

Mitarbeit möglich? Ja, besonders im Bereich Rezension. Wobei wir nur Kleist-Bezogenes besprechen lassen. Bei Interesse setzen Sie sich bitte mit uns in Verbindung.